

Sezession



Wir selbst

Andreas Vonderach
Wir selbst – objektiv

Thorsten Hinz
Ernst Nolte ist 90

Thor v. Waldstein
Günter Maschke ist 70

Karlheinz Weißmann
Der Bocksgesang ist 20

Götz Kubitschek
Wir selbst – magnetisch

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich),
Erik Lehnert und Karlheinz
Weißmann.

11. Jahrgang, Heft 52,
Februar 2013

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer *Sezession* für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-
resabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlän-
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 11
vom Oktober 2012.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten als Kurzbeitrag
9000 und als Grundlagen-
beitrag 15000 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 909 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Editorial

Bild und Text

- 2 **Wo ich ganz bei mir selbst bin**
Heino Bosselmann

Thema

- 4 **Wir selbst – anthropologisch**
Andreas Vonderach
- 8 **Wir selbst – magnetisch**
Götz Kubitschek
- 12 **Schriftsteller, Partisan, Rebell**
Richard Millet
- 15 **Über Richard Millet**
Benedikt Kaiser
- 16 **20 Jahre »Anschwellender Bocksgesang«**
Karlheinz Weißmann
- 20 **Der goldene Käfig der Kunst**
Sebastian Hennig
- 24 **Anschlußfähigkeit, Mimikry, Provokation**
Harald Seubert
- 28 **Neo Rauchs konservatives Minimum**
Benjamin Jahn Zschocke
- 34 **Generation Österreich**
Martin Lichtmesz
- 38 **Volkslustige Träumereien**
Gespräch mit Friedrich Baunack

Debatte

- 40 **Der Islam als Kampfgemeinschaft**
Manfred Kleine-Hartlage
- 43 **Perspektiven einer Debatte**
Erik Lehnert

Bücher

- 44 **Maschkiavelli zum 70.**
Thor v. Waldstein
- 46 **Der Dissident – Ernst Nolte ist 90**
Thorsten Hinz
- 48 **Stalingrad – 70 Jahre danach**
Olaf Haselhorst
- 50 **Rezensionen**

Vermischtes

Masken

von Götz Kubitschek

Die Themenstellung »Wir selbst« hat drei Autoren dazu gebracht, Verhaltenslehren des Widerstands zu formulieren. Der eine (Richard Millet) steht nicht ohne Stolz im Wind, der ihm seit einigen unbotmäßigen Äußerungen aus der intellektuellen Szene Frankreichs ins Gesicht bläst. Der andere (Sebastian Hennig) schreibt schon immer als Künstler – und muß zur Kenntnis nehmen, daß ihm einiges widerfährt, seit er nicht nur im *Neuen Deutschland*, sondern auch »bei den Rechten« veröffentlicht. Harald Seubert schließlich sucht nach der Anschlußfähigkeit des nichtangepaßten Denkens. Er empfiehlt, den ganz eigenen Weg mit Geschick zu gehen und nicht ins Messer zu laufen

»Der Rechte – in der Richte – ein Außenseiter« schrieb Botho Strauß vor zwanzig Jahren im »Anschwellenden Bocksgesang« (Karlheinz Weißmann erinnert in diesem Heft daran), und das meint: in einer in die Schiefleageratenen Gesellschaft Gleichgewicht herzustellen und die Sache im Lot zu halten versuchen, indem man sich weit hinauslehnt. Inzwischen muß man sagen: Dieser Außenseiter, dieser Rechte in der Richte (der unter anderen Umständen diese Aufgabe nicht wahrnehmen müßte) ist seit Erscheinen des »Bocksgesangs« vom Außenseiter zum Ausgestoßenen geworden – so sehr haben sich noch einmal die Gewichte verlagert.

Das ist für die Redaktion einer rechtsintellektuellen Zeitschrift eine zwiespältige Situation: Längst nicht jeder, der sympathisiert, möchte sich gedruckt sehen – zu groß sind wohl die Vorteile, noch nicht zu den ausgestoßenen Außenseitern zu gehören. Andererseits ist die Kartei der heimlichen Leser imposant, und man kann sich sicher sein: Diese Leser lesen wirklich und halten sich das Blatt nicht bloß, weil es sich so gehören könnte. Ein befreundeter Redakteur sprach gar von einer »doppelten Lektüre«, die nicht wenige seiner Kollegen absolvierten: Hinter der Maske ruhten die Augen nicht mehr auf dem, was sich schicke, sondern wanderten aus zu der Lektüre, die noch etwas verspräche – sprach's und zeichnete ein weiteres Abonnement, diesmal für einen Kollegen, der sich selbst nicht traute. Uns soll es recht sein.

Natürlich geht es auch weniger feuilletonistisch: Viel Spott ist ausgeschüttet worden über jene jungen Männer, die zuerst in Wien,

dann auch in Frankfurt und in anderen Städten maskiert tanzten, um eine neue politische Bewegung bekannt zu machen. Der Impuls: politisches Gleichgewichtsgefühl. Diese »Identitären« (Martin Lichtmesz stellte sie in Heft 51 der *Sezession* vor) wählen solche Formen der Störung durch Masken-Tanz, weil sie sich verbergen wollen: Wer will schon als Teilnehmer an einer zwar gewaltlosen, aber doch rechten Aktion enttarnt werden?

Bei allem Verständnis dafür aber darf man nicht verkennen, daß die Maske in der politischen Auseinandersetzung kein positiv besetztes Symbol ist. Ihre Verwendung erinnert ans Theater und an das Rollenspiel, das die Narren dieser Tage aufführen, bevor sie am Aschermittwoch hinter der Maske wieder hervortreten und ihr wahres Gesicht zeigen müssen. Die Politik erträgt

Masken nur dann, wenn sie als solche nicht erkennbar, sondern mit ihrem Träger verschmolzen sind wie eine zweite Haut – wie sonst wären die Sympathiewerte zu erklären, die der knallharte Kommunist Jürgen Trittin hinter seiner Maske eines bürgerlich-sozialen Finanzexperten einfährt?

Authentizität ist ein Schlüsselwort politischer *public relation*. Die Affenmaske, der Schweinskopf und die Gespensterlarve der Identitären sind keine Sympathieträger und keine zweite Haut. Und so ist der maskierte Protest dieser Gruppe nur innerhalb ihrer eigenen Szene zu einem Symbol des Widerstands geworden. Dabei könnten die Fratzen weit darüber hinaus auf einen elenden Sachverhalt verweisen: So frei, wie das System sich präsentiert, kann es nicht sein, wenn es selbst maßvollen Protest zur Maskerade zwingt. Daß es diese Mimikry auch noch für den Beweis hält, hier habe jemand etwas zu verbergen und werde zurecht ins Abseits befördert, gehört zur ausdifferenzierten Form einer »Herrschaft des Verdachts«, über die bei Hegel schon das Wesentliche zu lesen war.

Der Rechte in der Richte – heute oft der Gerichtete! Und doch gibt es – das ist ein Glück – immer wieder solche, denen es plötzlich zu würdelos erscheint, weiterhin eine Maske zu tragen. Auf diese Gesichter kommt es an. Mit ihrem Auftritt steht und fällt die Frage, ob noch einmal etwas ins Lot kommen kann.



Wo ich ganz bei mir selbst bin

von Heino Bosselmann

Die Prignitz, der nordwestliche Winkel des alten Brandenburg, Landschaft meiner Kindheit, war immer Randregion. Aufwärts der Frühgeschichte, die das bronzezeitliche Königsgrab Seddin verzeichnet, schweigen sich die historischen Karten aus. Obwohl seit askanischer Zeit zur Mark gehörig, gingen die vermeintlich großen Ereignisse hier vorbei. Ein Landstrich jenseits des Grandiosen? Im Gefolge Albrechts des Bären gelangte der deutsche Adel hierher ins einst Wendische. Vom Bistum Havelberg aus christianisierten die Prämonstratenser; die Klöster Heiligengrabe und Marienfließ, beide von Zisterziensern geführt, stärkten den Landesausbau: *Ora et labora!*

Immerhin, eine Episode, aufgeschrieben von Theodor Fontane in seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, verdankt sich dem Landstrich. Als das Reichslehen nach dem Aussterben der Askanier im 14. Jahrhundert ferneren Herren, Wittelsbachern und Luxemburgern, zufiel, nutzten dies die Ritter von Quitzow, sich die Mark und zeitweise gar Berlin zu unterwerfen. Diese frühen Warlords duckten das Land, bis sie vom ersten Hohenzollern geschlagen wurden, weil neuartig schweres Geschütz, die »Faule Grete«, ihre Burgen niederlegte. Andererseits war dies die Zeit der *Devotio moderna*, der spätmittelalterlichen neuen Frömmigkeit, in der sich die Wunderblutkirche Wilsnacks zu einem der größten Wallfahrtsorte Europas entwickelte.

Was gerade kleinblütig gewachsen war, zertraten die Landsknechthaufen des Dreißigjährigen Krieges. Die Kaiserlichen zogen ebenso durch wie Dänen und Schweden. Erst dem Großen Kurfürsten sollte es gelingen, die Grundlagen für ein starkes Brandenburg zu legen und die geschundene Prignitz wieder aufzubauen.

Ertragsarmes Land, der Ackerbau auf dem Altmoränengebiet schwierig. Fragt man nach Bodenwertzahlen, wird abgewunken. Sand! Und doch krallen sich die engen Höfe mit ihren windschiefen Ställen und Scheuern seit Jahrhunderten in dieser spröden Gegend fest – zähe, flach unterm hohen Himmel hingeduckte Bodenbrüter, karges, aber fest an den Knochen liegendes Leben. Zur Elbaue hin werden die Wiesen satter, die Dörfer reicher. Mehr Backstein als Lehm, rote Klinker, heller Stuck, Veranden mit sommers knisternd abblätternder Farbe, Staketenzäune, früher moosgrün und weiß bespitzt. Mancher Wirt leistete sich sechs Linden vor der Kneipe. Verblas-

sende Schrift: »Zu den sechs Linden. Gepflegte Speisen und Putlitzer Biere. Ausspannung«. Ausspannung. Was für ein gutes Wort. Ob es noch paßt, da der Landkreis die größte Abwanderungsrate der Republik verzeichnet?

Wer kam schon von hier? Turnvater Jahn, Pastorensohn aus Lanz, von den Universitäten verwiesen, verfolgt, in Haft, aber »frisch, frey, fröhlich, frumb« eine der Symbolfiguren des nationalen Gedankens; Gottfried Arnold, Pastor in Perleberg, erweckter Pietist, »Engelsbruder«, Verfasser einer »Kirchen- und Ketzergeschichte«, die auf Friedrich den Großen, Lessing und Goethe wirkte; Lotte Lehmann, Operndiva, jubelnd beklatscht in Neu York, wie man damals sagte. Nur ein echter Dichter, geboren im Mansfelder Pfarrhaus bei Putlitz, später als Arzt in Berlin oft der Heimat gedenkend, wo sein »Lebensweg eines Intellektualisten« begann – Gottfried Benn.



Komme ich dorthin zurück, ziehe ich mir die Sportschuhe an und laufe die alten Kindheitswege ab. Während ich einen weiten Bogen über die Dörfer und Wiesen und durch den Kiefernwald ziehe, ist mir, als atmete ich die Landschaft ein, als ginge sie ätherisch durch mich hindurch. Ich habe dann die Gewißheit: Von hierher kommt deine Kraft. Du holst dir dein Material von da und dort, aber der Ursprung, der Ansatz von Wachstum ist hier, wohin sich kein Tourist je verirrt, weil es weder Highlights noch Events gibt. Über die Löcknitz donnern die Züge – eine Richtung: Hamburg, die andere: Berlin, beide, Haupt- und Hafenstadt, etwa gleich weit entfernt. Weit genug.

Blut und Boden? Provinzialismus? Durchaus! Heim-Wege! Meine Eltern haben an der kleinen Dorfschule als Lehrer naturwissenschaftlicher Fächer gearbeitet. Ich spielte in ihren Vorbereitungsräumen, weil dort das richtige Zeug zur Hand war: Mikroskop, Optiksätze, Experimentaufbauten. Mein Vater ist Sohn von Tagelöhnern, die Mutter eine von vielen Töchtern einer polnischen Fremdarbeiterfamilie. DDR-Karrieren: Sogenannte kleine Leute, die studieren durften, wie man das damals ausdrückte, um dann ein Leben lang zu unterrichten.

Einer so resoluten wie herzlichen wie – im Wortsinn – alleinstehenden Grundschullehrerin, Lisa Peter, verdanke ich das Schreiben, das Lesen, das Rechnen – Eintrittsbillets in die Kulturgesellschaft, mehr wert als die Oberschule und die Universität danach. Ideologiefreie

Strenge, eine harte Form von Verbindlichkeit und Verlässlichkeit und eine Haltung, die mit dem Begriff Glück wenig, aber sehr Elementares verband. Als ich viel später hörte, sie würde in ihrer Zweiraumwohnung krebskrank dem Tod entgegensehen, habe ich sie, längst selbst Lehrer, allein aufgesucht und mich für meine vier wichtigsten Jahre Unterricht bedankt. Ich traf eine Sterbende, die klar sah und die, gezeichnet und abgezehrt von der Krankheit, beinahe, ja, jünger wirkte, fast etwas mädchenhaft, vielleicht wirklich unbeschwert. Sie fand meinen Besuch rührend, aber meinte, er wäre nicht nötig gewesen. Ja, ich könne mich verabschieden; es wäre gut jetzt. Und bitte die Tür schließen. Nie zog ich langsamer eine Tür hinter mir zu. Nie leiser.

Mehr als alles andere bin ich Prignitzer Dorfkind. Statt Klavier zu spielen, habe ich in der Löcknitz Hechte geblinkert. Ich bewunderte die Männer und Frauen, die mit den Traktoren und auf hohen Mähdreschern stolz durchs Dorf fuhren. Der riesigen Blutbuche am Schloßteich versuchte ich wie jeder andere Junge meine Initialen so hoch wie möglich in die hautartige Borke zu schneiden, nachdem ich endlich ein eigenes Taschenmesser bekommen hatte. Am höchsten kam aber Pieche Madaus, der mutigste von uns, dessen Leben früh mit seinem ersten Motorrad an einer Linde hinter der Löcknitzbrücke endete. Wir schreinerten ihm das Holzkreuz und schrieben seinen Namen und den Todestag mit heißem Lötkolben ein.



Wir selbst – anthropologisch

von Andreas Vonderach

Wenn Geisteswissenschaftler und Laien über nationale Identität sprechen, meinen sie in der Regel die subjektive Identität, das Selbstverständnis eines Volkes. Dem kann man die objektive Identität gegenüberstellen. Also die Frage, welche Eigenschaften ein Volk wirklich von anderen Völkern unterscheiden.

Subjektive und objektive Identität stehen in einem ambivalenten Verhältnis zueinander. Zum Problem wurde das erst mit der Aufklärung, als man begann, sich mit der Wirklichkeit auf rationale Weise auseinanderzusetzen. Auf das ungeklärte Verhältnis zwischen subjektiver und objektiver Identität kann man grundsätzlich zwei sehr unterschiedliche Antworten geben. Die eine besteht darin, die Frage nach der nationalen Identität mit wissenschaftlichen Methoden zu beantworten. Das ist der Weg, den die deutsche Wissenschaft bis etwa 1970 ging. Die andere Antwort besteht darin, jede nationale und ethnische Identität für fiktiv und damit für hin-fällig zu erklären. Das ist die Antwort der neomarxistischen Kulturwissenschaft des radikalen Konstruktivismus. »Das Ethnische gibt es nicht«, behauptete der deutsche Volkskundler Hermann Bausinger vor 30 Jahren. Diese Position hat in den deutschen Sozialwissenschaften inzwischen den Rang eines Dogmas erlangt, das man nur um den Preis des eigenen Karriereendes in Frage stellen kann.

Wer jedoch die Welt mit offenen Augen sieht, für den kann es keinen Zweifel daran geben, daß Völker eine Realität sind und daß es zwischen den Völkern, Rassen und Kulturen Unterschiede gibt, die alles andere als trivial sind.

Doch was läßt sich nun über die objektive Identität der Deutschen sagen? Zunächst einmal sind die Deutschen Europäer. Das heißt, sie gehören zu jenem nördlichen Flügel der Europiden, den man umgangssprachlich die Weißen nennt. Kulturell gehören die Deutschen zur abendländischen oder westlichen Kultur. Das ist jene Kultur, die im frühen Mittelalter aus der Synthese der römischen Antike und des Christentums mit den keltischen und germanischen Völkern entstanden ist. Diese war bis zur Neuzeit nur eine agrarische Hochkultur unter vielen, die es im eurasi-schen Bereich gab. Jedoch gelang ihr als einziger im 17. und 18. Jahrhundert der Durchbruch zur wissenschaftlichen und säkularen Moderne. Auf eine Weise, die bis heute nicht ganz durchschaut ist, formten sich die rationalen Ansätze, die es auch in anderen Kulturen gab, in ihr zu einem bis heute anhaltenden, sich selbst verstärkenden Prozeß, den man den Fortschritt nennt.

Die Deutschen sind ein Volk. Unter einem Volk versteht man eine größere Gruppe von Menschen, die durch eine gemeinsame Geschichte und Abstammung, ein Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, eine gemeinsame Kultur und in der Regel auch durch eine gemeinsame Sprache und ein gemeinsames Territorium miteinander verbunden sind. Das entschei-

»Das Aktionsbedürfnis, das Schaffenwollen, die Lernbereitschaft, die grundtrotzige Haltung, sich durchsetzen zu wollen, sich zu behaupten, man kämpft um jedes Tor im Sport, das steckt den Deutschen im Blut.«

Der Althistoriker Alexander Demandt im Interview in der *Weltwoche* 19/2009 auf die Frage, welche germanischen Merkmale alle Zeiten und Brüche überstanden hätten.

dende Merkmal ist die Verwandtschaft. Sie kommt im Phänomen des Ahnenschwundes zum Ausdruck. Jeder von uns hat zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern – und so fort. In der zehnten Ahnengeneration, etwa um 1700, sind es bereits 1024 Vorfahren, in der 20. um 1400 schon mehr als eine Millionen, und zur Zeit Karl des Großen beträgt die Zahl der theoretischen Ahnen sogar schon mehr als eine Billion (1000 Milliarden). Da aber in dieser Zeit in Deutschland kaum mehr als zwei Millionen Menschen lebten, ist klar, daß wir alle sehr viele gemeinsame Vorfahren haben. Die meisten unserer Ahnen sind dies gleich mehrfach, über verschiedene genealogische Linien zugleich. So kommt im Jahr 1500 jeder Vorfahr durchschnittlich etwa viermal unter den Ahnen einer heute lebenden Person vor, im Jahr 1300 bereits etwa 50mal und im Jahr 1000 schon mehrere tausendmal. Daraus ergibt sich, daß zum Beispiel alle Deutschen fast sämtliche vor dem Jahr 1200 lebenden Ahnen gemeinsam haben.

Die Auffassung von Völkern als Abstammungsgemeinschaften steht nicht im Widerspruch zu der Tatsache, daß viele Völker unterschiedliche anthropologische Elemente in sich aufgenommen haben, und so etwa die Deutschen auch nichtgermanische Vorfahren haben. Die genealogische Einheit wird ja durch die Endogamie innerhalb des Volkes kontinuierlich hergestellt. Wer zum Beispiel heute in Deutschland einen hugenotischen Namen trägt, hat unter seinen Vorfahren nur eine kleine Minderheit von französischen Ahnen, ist also auch biologisch ein Deutscher und kein Franzose.

Eine Folge der großen Verwandtschaft innerhalb eines Volkes ist, daß die Volks- und Sprachgrenzen zu anderen Völkern, die ja immer auch Heiratsgrenzen waren, auch heute noch ausgeprägte Grenzen in der Verteilung genetischer Merkmale sind. Das gilt auch für die deutsch-romanischen und die deutsch-slawischen Sprachgrenzen in Mitteleuropa. Eine andere Folge ist, daß sich die Menschen aufgrund ihrer genetischen Merkmale recht gut ethnisch zuordnen lassen. So kann man auch die Deutschen (einschließlich Österreich) zu 64,4 Prozent richtig zuordnen. Die restlichen 35,6 Prozent stellen Überschneidungen mit unseren Nachbarvölkern dar. Die gemeinsame Abstammung ist also mitnichten ein fiktives Konstrukt, wie oft behauptet wird, sondern real.

Die Verwandtschaft im Volk ist die eigentliche Grundlage des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Nach der Auffassung der Soziobiologie unterstützen wir unsere Verwandten, weil wir mit ihnen gemeinsame Gene haben. Der einzelne lebt nicht nur in seinen eigenen Nachkommen fort, sondern auch in denen seiner Verwandten. Je heterogener eine Gesellschaft in ethnischer und genetischer Hinsicht ist, desto unsolidarischer, rücksichtsloser und gewalttätiger ist sie auch. Fremdheit in Aussehen und Verhalten führt zu Distanzierung. Völker sind Solidargemeinschaften, die auf Verwandtschaft beruhen.

Die Deutschen stammen bekanntlich von den Germanen ab. Das Wort *thiutisk*, deutsch, war ursprünglich gleichbedeutend mit germanisch. Es wurde auch für die Engländer, die Langobarden und die Goten verwandt. So schrieb um 830 n. Chr. Frechulf in seiner Weltchronik, daß die Franken, die Goten und alle anderen *nationes theotiscaae* aus Skandinavien stammten. Aber nicht nur unsere Sprache ist germanisch. Die germanische Herkunft der Deutschen kommt auch in ihrem äußeren Erscheinungsbild, der Physiognomie und der relativen Häufigkeit heller Haar- und Augenfarben zum Ausdruck. Genetische Untersuchungen zeigen, daß die Deutschen den Schweizern, Österreichern, Niederländern, Dänen, Norwegern und Engländern am ähnlichsten sind.

Völker unterscheiden sich jedoch nicht nur in ihrem Äußeren und ihrer Sprache, sondern auch in ihrem Wesen. Aussagen über Volkscharaktere werden heute oft als bloße Vorurteile und Stereotype abgetan. Tatsächlich aber stellen Stereotype sogar ein ziemlich genaues Abbild der Wirklichkeit dar. In Amerika gibt es seit den 1990er Jahren eine Forschungsrichtung, die sich unter dem Schlagwort *Stereotype Accuracy* mit dem Verhältnis von Stereotyp und Wirklichkeit befaßt. Sie zeigt, daß die Korrelation von Stereotyp und Wirklichkeit zum Beispiel für die Stereotype über das Verhalten von Schwarzen und Weißen in den USA im Durchschnitt bei 0,70 liegt. Das ist ein mittlerer bis starker statistischer Zusammenhang. Bemerkenswert ist dabei, daß die Stereotype besser abschneiden als die Einschätzungen einzelner. Das heißt, die Stereotype

»Das deutsche Verständnis der Pflicht (ist) nicht hauptsächlich durch äußeren Zwang bedingt – wie gewöhnlich in Polen –, sondern verinnerlicht durch den eigenen Willen und die Ehre, die der einzelne daraus in der Gemeinschaft begründet.«

Leszek Zylinki: »Was ist deutsch? Zum deutschen Charakter aus der Sicht eines Nachbarn«, in: *Was ist deutsch? Aspekte zum Selbstverständnis einer grübelnden Nation*, Nürnberg 2006

»Froh, etwas fertiggebracht zu haben«, sind in Ostdeutschland 92 Prozent der Befragten und in Westdeutschland 89 Prozent. Die Briten sagen das von sich nur zu 67 Prozent, Franzosen zu 63 Prozent und Italiener auch zu 63 Prozent.«

Elisabeth Noelle-Neumann: »Die Deutschen: Überraschende Gemeinsamkeiten nach 45 Jahren Trennung«, in: *Das Capital* 1990

sind der Ausdruck eines kollektiven Erfahrungswissens, das dem des einzelnen überlegen ist.

Die Ergebnisse der Kulturvergleichenden Psychologie zeigen, daß sich die Völker in ihren Einstellungen und ihrem Verhalten unterscheiden. Mit den anderen abendländischen Europäern haben die Deutschen ihren Individualismus gemeinsam. Der einzelne sieht sich zuerst als Persönlichkeit und dann erst als Angehöriger einer Gemeinschaft. Alle außereuropäischen Kulturen einschließlich Südosteuropa und Rußland sind dagegen kollektivistisch geprägt. Zu den Eigenschaften der Europäer gehört außerdem die Überzeugung, daß es eine Wirklichkeit gibt, die verstehbar und beherrschbar ist, sowie eine aktive Einstellung zum Leben. Ebenso wie die Sachlichkeit der Kommunikation, die in außereuropäischen Kulturen eher indirekt ist und sozialen Zwecken dient.

Innerhalb Europas gibt es ein ausgeprägtes Nord-Süd-Gefälle. Die Bewohner des Südens sind leidenschaftlicher und erregbarer, lebhafter und geselliger, die des Nordens ruhiger und introvertierter. Im Norden ist das Bedürfnis nach Reflexion größer, das Gefühl überwiegt über die Leidenschaft, das Interesse an Sachen das an Menschen. Es handelt sich um Unterschiede in der Häufigkeit und Stärke eines Merkmals, nicht um absolute Unterschiede zwischen den Völkern. Diese Häufigkeitsunterschiede bewirken eine jeweils charakteristische Atmosphäre, eine Lebensstimmung einer Nation, die von Fremden intuitiv wahrgenommen wird.

Das deutsche Sprachgebiet stellt nicht nur in anthropologischer Hinsicht eine Ausbuchtung nördlicher Merkmale nach Süden dar, sondern auch in psychologischer. Nicht nur unsere Nachbarn im Westen und Süden, auch die im Osten bescheinigen uns einen Mangel an Impulsivität und Temperament. Damit verbunden ist ein stärkeres Bedürfnis nach Einsamkeit, nach dem Für-sich-Sein des einzelnen. Nicht nur die Franzosen und Italiener, auch die Polen und Russen sind geselliger als wir. Der deutsche Ernst wird im We-

sten, im Süden und im Osten als uns besonders eigentümlich empfunden. Daß hier nicht nur kulturelle Traditionen, sondern auch das biologische Temperament eine Rolle spielt, zeigt die Tatsache, daß man bei Untersuchungen in verschiedenen Teilen Deutschlands eine Korrelation von heller Pigmentierung und introvertiertem Charakter fand. Der Temperamentsunterschied zwischen Nord- und Südeuropäern findet sich sogar schon bei Neugeborenen.

Es gibt aber auch ein psychologisches West-Ost-Gefälle in Europa, von der Konvention im Westen zur Emotionalität im Osten. Erscheinen die Franzosen den Deutschen leicht als oberflächlich, so die Deutschen den Polen und Russen leicht als pedantisch, weil zuviel auf Ordnung, auf Form haltend. Ähnlich ist es im Geistigen, wo von West nach Ost auf den Rationalismus der Franzosen und den Utilitarismus der Engländer die Romantik und der Idealismus der Deutschen, der religiöse Mystizismus der Russen folgt, die moralische Unerbittlichkeit Tolstois und Dostojewskis.

Manche Charakterzüge der Deutschen gehen noch auf die alten Germanen zurück. Der Althistoriker Alexander Demandt verweist auf den germanischen Trotz, den germanischen Eigensinn. Die Reformation hat in ihm ihre Wurzel, die Korruptheit der mittelalterlichen Kirche war den Deutschen weniger erträglich als den romanischen Völkern. Dostojewski nannte die Deutschen das protestierende Volk. Auch die hohe Wertung der Gefolgschaftstreue und die hohe Wertschätzung der Frau gehören dazu. Kirchenvater Salvian bestätigte, daß die Germanen bei der Eroberung Roms im Jahr 410 n. Chr. die römischen Frauen nicht anrührten. Es gibt eine lange demokratische Tradition in Deutschland, von den alten Germanen über die Selbstverwaltung in den Städten und Dörfern des Mittelalters bis zum Genossenschaftswesen im 19. Jahrhundert. Der Staat ist



Ludwig Fabrenkrog:
Die Seele deines Kindes,
Ölgemälde, 1906

nach deutscher Auffassung die Sache der Gemeinschaft. Die deutschen Fürsten waren in der Regel keine Tyrannen, weshalb es bei uns auch keine Revolution gab wie in Frankreich.

Mit dem introvertierten Charakter hängt das Ernstnehmen des Lebens zusammen. Normen und Überzeugungen werden in stärkerem Maße verinnerlicht als in Süd- oder Osteuropa, wo man gerne auch einmal fünf gerade sein läßt. Es gibt ein großes Bedürfnis nach Ordnung, die nicht bloß Konvention ist, nach Echtheit und Authentizität. Der Deutsche will sein Leben nicht bloß genießen, er will ein sinnvolles Leben führen. Daher die Arbeitsamkeit, das Aktionsbedürfnis, der Schaffensdrang. Typisch ist die Neigung zur Innenschau, zum Grübeln und Nachdenken. Der deutsche Gelehrte will wie einst Faust das Wesen der Dinge ergründen.

Aber nicht nur die Verwandtschaft mit den germanischen Völkern bestimmt den Charakter der Deutschen. Menschen und Völker sind Ergebnisse der Geschichte. Das gilt nicht nur für ihre Kultur und Tradition, sondern auch für ihren körperlich-seelischen Habitus. In vormodernen Kulturen, also praktisch in allen vor dem europäischen 19. Jahrhundert, bestand ein positiver Zusammenhang zwischen sozialem, ökonomischem und politischem Erfolg und der Zahl der Nachkommen. Bauern hatten mehr Kinder, Enkel und Urenkel als Knechte, Meister mehr als Gesellen, Fürsten mehr als ihre Diener. Hinzu kommt, daß derjenige, der physisch und psychisch den Idealvorstellungen einer Kultur entsprach, größere Chancen hatte, sich zu verheiraten und fortzupflanzen.

Auf diese Weise züchtete sich jede Kultur auf die Werte hin, die in ihren sozialen Erfolg ermöglichten. Kriegervölker züchteten sich so auf kriegerische Tugenden, Bauernvölker auf bäuerliche, Händlervölker auf kaufmännische hin. Die Ostjuden zum Beispiel haben ihre einseitige Züchtung auf Intelligenz mit besonders vielen Erbkrankheiten erkaufte. Und die einst als kriegerische Beduinen lebenden Araber besitzen die weltweit höchste Frequenz für das »Krieger-Gen« MAOA-2R, das mit einer größeren Neigung zu Impulsivität und Aggressivität verbunden ist.

Im vormodernen Europa durfte nur derjenige heiraten und einen eigenen Hausstand gründen, der ökonomisch in der Lage dazu war, eine eigene Familie zu ernähren – ein Prinzip, daß im deutschen Bürgertum und Handwerk besonders strikt befolgt wurde. Möglicherweise haben die technische Begabung der Deutschen, ihre Ordnungsliebe und ihr Hang zur Perfektion hier ihre Wurzel.

Als Elisabeth Noelle-Neumann bei Befragungen nach der Wende im Osten zu ganz ähnlichen Ergebnissen kam wie im Westen, sprach sie von der »Familienähnlichkeit« der Deutschen. Übrigens sind uns nach psychologischen Untersuchungen die Deutschschweizer ähnlicher als die Österreicher. Nach Elisabeth Noelle-Neumann zeigen Untersuchungen, die in ganz Europa durchgeführt wurden, daß dem einzelnen Deutschen der Stolz auf seine Leistung wichtiger ist, als es bei den europäischen Nachbarn der Fall ist. Die heutigen Deutschen arbeiten wahrscheinlich nicht mehr als andere Europäer, aber sie tun es mit einer anderen Einstellung. Ihre Begeigerungsfähigkeit ist größer, aber auch ihre Niedergeschlagenheit bei Mißerfolgen. Typisch ist außerdem die Unbedingtheit der Deutschen: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders.« Weitere typisch deutsche Eigenschaften sind nach Noelle-Neumann der Perfektionismus, die technische Tüftelei und die Gründlichkeit, aber ebenso auch die Tendenz dazu, sich zurückzuziehen, und die Liebe zum Wald.

Der deutsche Charakter vereinigt in sich so widersprüchliche Eigenschaften wie Sachlichkeit und Romantik. Beide haben ihre Grundlage in dem sittlichen Ernst, mit dem sowohl die Arbeit als auch das Gefühlleben angegangen wird. Der introvertierte Charakter begünstigte Erscheinungen wie die deutsche Innerlichkeit, den Pietismus, den Idealismus und die deutsche Romantik. Die technische Begabung der Deutschen war schon im Mittelalter in ganz Europa bekannt. Zur Sachlichkeit gehört, daß man ehrlich und direkt ist, zur Not auch einmal unhöflich. Der IQ der Deutschen liegt wie der der Nordeuropäer etwas über dem europäischen Durchschnitt. Eine Folge der geringen Impulsivität der Deutschen ist die geringe Neigung zu Gewalttaten. Seit Einführung der Kriminalstatistik im 19. Jahrhundert weisen Deutschland und die germanischen Länder eine geringere Gewaltkriminalität als die süd- und osteuropäischen Länder auf. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Literaturhinweise:

Bernard Nuss: *Das Faust-Syndrom. Ein Versuch über die Mentalität der Deutschen*, Berlin 1993;

Alexander Demandt: *Über die Deutschen. Eine kleine Kulturgeschichte*, Berlin 2007;

L. Luca Cavalli-Sforza/ Paolo Menozzi/Alberto Piazza: *The History and Geography of Human Genes*, Princeton 1996;

Simon C. Heath et al.: »Investigation in the fine structure of European populations with applications to disease association studies«, in: *European Journal of Human Genetics* 16 (2008), S. 1413–1429;

Lee Jussim/Thomas R. Cain/Jarret T. Crawford et al.: »The unbearable accuracy of stereotypes«, in: Todd D. Nelson (Hrsg.): *Handbook of Prejudice, Stereotyping, and Discrimination*, New York 2009, S. 199–227;

Manfred Koch-Hillebrecht: *Das Deutschenbild. Gegenwart, Geschichte, Psychologie*, München 1977;

Elisabet Noelle-Neumann: »Die Jahre der Einheit«, in: *Die politische Meinung* 38 (1993), Nr. 289, S. 4–14;

Elisabet Noelle-Neumann: »Die Deutschen: Überraschende Gemeinsamkeiten nach 45 Jahren Trennung«, in: *Das Capital* Nr. 11 (1990), S. 254–257;

Hermann v. Schelling: *Studien über die durchschnittliche Verwandtschaft innerhalb einer Bevölkerung*, Jena 1945.

Wir selbst, das Wesentliche und das Magnetische

von Götz Kubitschek

Aus der Feder des Journalisten Hans Zehrer (1887–1969) stammt ein Aufsatz über »Die eigentliche Not unserer Zeit«. Zehrer veröffentlichte ihn in der *Tat*, jener *Monatsschrift zur Gestaltung neuer Wirklichkeit*, die sich – gegründet 1909 – seit 1929 unter seiner Leitung zum führenden jungkonservativen Organ weiterentwickelt hatte. Rund 30000 Abonnenten lasen Texte von Ernst Jünger und Ernst Wilhelm Eschmann, Giseler Wirsing und Otto Strasser, und im Februar 1933 – dem Monat nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler – lag ihnen auch Zehrer's Beitrag vor. Der Text unternimmt den nicht eben simplen Versuch, den wesentlichen Menschen vom unwesentlichen zu scheiden. Die Argumentation trägt Kennzeichen von Zehrer's Beschäftigung mit dem philosophischen und theologischen Existentialismus, und wer den Text nachvollziehen will, muß auf diesen Ton gestimmt sein. Das Unkonkrete stört, aber gerade das Andeutende, das Raunende weckt die Vermutung, einer Sache von Bedeutung auf der Spur zu sein.

Nach Zehrer kann das Wesentliche nur dort wachsen, wo es die Nähe zu Einsamkeit und Tod nicht verliert. Das in sich ausgewogene Bewußtsein um Besonderheit und Endlichkeit sind die Grundlage einer wesentlichen Reifung: »An der Wiege der Individualität steht der Tod Pate«, und nur die Auseinandersetzung mit ihm führt zur Überwindung der Individualität, von der dadurch alles Selbstverliebte, Überhebliche abgeschlagen wird: »Denn nur, wenn die Einmaligkeit und Besonderheit der eigenen Existenz wieder überwunden worden ist, wenn im Eigenen das Allgemeine erkannt ist, ist auch der Tod unwesentlich geworden.« Das meint nichts anderes, als daß die ureigene Besonderheit, Eigenartigkeit gegen die Uniformität der Massengesellschaft zwar in ihrem Rang erkannt und zur Geltung gebracht, jedoch dem Vorübergehenden eines Menschenlebens dadurch enthoben werden müsse, daß es in den Schicksalsweg eines ganzen Volkes eingebettet bleibe.

Man tut dem »Wesentlichen« Zehrer's keine Gewalt an, wenn man es – weniger indifferent – mit »echter Persönlichkeit« übersetzt. Auf solche Charaktere setzte Zehrer in der Krise seine Hoffnung: Er begrüßte die Ablösung des parlamentarischen Systems durch den autoritären Staat, ließ aber keinen Zweifel daran, daß er auch im Nationalsozialismus nur eine Durchgangsphase sehen könne – allenfalls notwendig, um die »entscheidende Gefährdung der Existenzgrundlage von Millionen von Menschen« zu vermeiden. Was folgen müsse, sei eine Überwindung auch dieses neuen Systems hin zur eigentlichen, wesentlichen politischen Ordnung. Angesichts der Robustheit, mit der die Nationalsozialisten ihren Wahlsieg zu einer Machtergreifung umgestalteten, gehörte zu einer solchen Äußerung Mut, zumal sie nicht in einem Nischenblatt, sondern im Organ der mächtigen, noch unentschiedenen konservativen Intelligenz erschien. Zehrer war sich dieser Gratwanderung bewußt, und das mag der Grund dafür

»Der Mensch besitzt heute kein eigenes Gesicht mehr. Er besitzt auch kein eigenes Wesen mehr. Er hat den Blick verloren für das Wesentliche. Die Farblosigkeit seiner äußeren Erscheinung ist das getreue Abbild des inneren Zustandes, in dem er sich befindet.«

Hans Zehrer: »Die eigentliche Not unserer Zeit«, 1933

sein, daß sein Aufsatz bis zuletzt nicht konkret wird und keine »wesentlichen Menschen« beim Namen nennt. Aber er weist die Marschrichtung: Zehrer schreibt von einem »Weg zurück« in eine Zeit, die vor der auflösenden Wirkung der Industrialisierung und den Experimenten der Moderne liegt. Nicht, daß Zehrer diese Moderne leugnete oder ungeschehen zu machen wünschte: Nur die Art des Gangs in sie hinein sei zersetzend gewesen, und so müsse er nochmals und anders unternommen werden. Die Einheit des Volks als einer Schicksals- und Willensgemeinschaft müsse gewahrt bleiben. Das Volk sei in Form zu bringen, der Apparat in Gang zu halten – beides durch eine politische Führungsschicht, die in sich den Kern, die Entwicklungsrichtung, »das Wesentliche« bündle.

Wer die Bedeutung Zehrer für die jungkonservativen Lenkungsversuche am Ende der Weimarer Republik ein wenig überblickt, kann seinen Text über »Die eigentliche Not unserer Zeit« als eine an jene mögliche Führungsschicht hin formulierte, verhaltene Warnung deuten, die nun einen Fehler nicht machen dürfe: die Partei Hitlers als den Zielpunkt einer volksbezogenen Politik der neuen Einmütigkeit und der Korrektur an der Moderne zu verkennen. Zehrer hatte längst eine eigene Konzeption von einer »Dritten Front« und einem national-sozialen Neubau formuliert und sah angesichts der neuen, ungeheuer dynamischen und modernen Macht die Gefahr der Vereinnahmung einer bisher nicht nationalsozialistisch gesinnten Leserschaft und möglichen Führungsschicht. Zehrer wollte keinen neuen Menschen, sondern eine heilende Einordnung des Menschen in eine neu zu stiftende Ordnungsform des Volkes – hierarchisch gegliedert, alle Kräfte bündelnd. Daß dieser Staat, den zu erhalten sich dann lohnen könnte, zuerst geschaffen, revolutionär geschaffen werden müßte, ist nur eine Variation, Zehrer Variation der konservativ-revolutionären Grundmelodie jener Zeit.

Nach 1945 war von solchen Totalentwürfen keine Rede mehr. Im *Lexikon des Konservatismus* heißt es, Zehrer sei nach der Niederlage vom »Ende des Politischen« überzeugt gewesen und habe nicht viel mehr erwartet als eine »Pazifizierung der Weltanschauungskonflikte«. Er teilte diese desillusionierte Einschätzung mit vielen seiner Weggefährten. Die vor der nationalen Erhebung erhofften und erdachten konservativ-revolutionären Heilmittel gegen die Krankheit einer falschen Moderne waren entweder kontaminiert oder obsolet, und so klingen die meisten Nachkriegsentwürfe aus diesem Geist wie Abgesänge. In der ihm eigenen, nüchternen Sprache äußerte sich beispielsweise Arnold Gehlen: Auch er sah Risse und Sinndefizite innerhalb der von ihm so bezeichneten »kristallisierten Gesellschaft«. Unter dem Eindruck aber, daß dieser sinnleere deutsche Reststaat ziemlich ungerührt den Brandungswellen der 68er-Revolte und deren linksradikalen Eroberungsversuchen trotzte, erwachte in Gehlen sogar Sympathie für die Effektivität und Sachlichkeit der technokratischen Ordnung. Regiert und entschieden würde am besten von Experten – und für Intellektuelle und Politiker stehe zur Verfügung, was Gehlen als die »Spielplätze höherer Art« bezeichnete: Institutionen mit klingendem Namen, aber ohne Bedeutung für den reibungslosen Ablauf des Systems.

Daß aber trotz dieser ordnenden Übermacht der »sekundären Systeme« von Technik und Wissenschaft noch etwas zu tun bleibe, klingt in der Aufgabenstellung an, der sich das *Institut für Staatspolitik* als einziger ernsthafter Erbe der Jungkonservativen widmet: Bewahrung des historischen Erbes und Besinnung auf die Güter der abendländischen Tradition. Es geht nicht mehr um einen Gegenentwurf, sondern um die Stabilisierung der Substanz, nicht mehr um eine Revolte, sondern um Kurskorrekturen und – immerhin – um ein mutiges Aussprechen dessen, »wie es wirklich ist.« Daß solche Minimalziele in ein Dilemma führen müssen, brachte der Soziologe Hans Freyer auf den Punkt: Innerhalb der nivellierten Massengesellschaft komme Identitätsstiftungen der Rang einer »haltenden Macht« zu. Und so stabilisiert jeder, dem seine Substanz, seine Identität, sein Gefüge von irgendwo außerhalb des Systems her zuwächst, heute jenes System, das für die Zersetzung erst verantwortlich ist.

Wir selbst – am Ende auch nur Absicherer jenes freiheitlich-säkularisierten Staats, dem der Jurist und Schmitt-Schüler Ernst-Wolfgang Böckenförde in seinem berühmten Diktum eine Gratwanderung bescheinigte? Dieser Staat nämlich lebe »von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Das ist das große Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist« – und wir sollen dieses Wagnis mindern? Nein, Freunde: Das kann es

»Die heutige Zeit vernichtet die Individualität, das heißt: sie ist unwesentlich geworden und vernichtet sich selber damit. Die »Stillen im Lande« leben meist am Rande dieser Zeit, ohne Einfluß und ohne Führung. Sie sind Fremdkörper geworden.«

Hans Zehrer: »Die eigentliche Not unserer Zeit«, 1933

nicht gewesen sein. Dies mag ein Programm für Leute sein, die ausgesorgt haben, für letztlich doch Zufriedene, für Antriebsschwache, Naive oder bestenfalls für jene Konservativen, die sich nach einer Phase der Empörung einzurichten beginnen – gemäß der Formel, daß es ein »wahres Leben im falschen« gebe und daß das Alter noch jeden aus der Unruhe in die Stabilität geholt habe, aus der Revolte in den Gang allen bürgerlichen Wohlbehagens.

Nochmals: Nein, und drei kurze Geschichten dazu, drei Sympathiebekundungen:

1. Als die *Junge Freiheit* 1993 eine erste Sommeruniversität ausrichtete, saß auch ein junger Wandervogel mit im Hof der Burg, in der wir tagten. Er konnte eintausend Lieder singen, war laut und ungezogen und soff den ganzen Tag. Manchmal schlief er auf einer Bank in der Sonne, und als die Antifa in die Stadt strömte, wollte er den Hang hinuntersteigen und wenigstens ein Wirtshaus zurückerobern. Er konnte Benn und Jünger zitieren, lachte schallend, wenn ein Referent von der Aktualität der Konservativen Revolution sprach, und immer waren ein paar junge Kerle bei ihm, die ihn nicht wie einen seltenen Vogel, sondern wie eine Lebensmöglichkeit betrachteten: So könnte man sein, so desillusioniert und spöttisch, und dennoch ein Typ, Träger eines Schatzes aus Versen, Melodien und Ahnenbildern. Vergeudetes Leben? Auf seiner Beerdigung war keine Rede davon.

2. Dann der Feldweibel, der 1991 seine Uniform auszog, weil er keiner Armee angehören wollte, die alles Soldatische in sich auszuräuchern begann. Er war es, der auf seiner Stube Bücher, Zeitungen und Filme bereitgestellt hatte, um seine »Jungs« auf rechts zu trimmen. Im Zivilen trieb er sich eine Weile herum, lehrte den freien Fall aus 2000 Metern und zog – nachdem er diese Geschäftsidee in den Sand gesetzt hatte – in den noch jungen Krieg auf dem Balkan. Von dort kam noch ein einziger Brief, dann verlor sich seine Spur bei Karlovac.

3. Und immer wieder Christian Böhm-Ermolli, der sich am 5. März 1996 in Wien im Alter von 30 Jahren erschöß: War er es, der zuvor die widerlichen Übermalungen des unsäglichen Malers Arnulf Rainer seinerseits vollständig schwarz übertünchte und auf eine dieser Auslöschungen anspielungsreich schrieb, nun habe er beschlossen, ein Aktivist zu sein? War er in der Lage zu dieser Form der Gegen-Kunst, die später in einem dicht und klug formulierten, mittlerweile auch im Netz verfügbaren Manifest ihren theoretischen Unterbau erhielt? Und wenn: Möchte man sich vorstellen, daß so ein Täter irgendwann vom Kunstbetrieb vereinahmt worden wäre und identitätsstiftend zur Stabilisierung der »Spielplätze höherer Art« beigetragen hätte?

»Jedes Milieu«, schrieb Martin Lichtmesz in seinem *Sezession*-Beitrag »Fanal und Irrlicht«, der zum Besten gehört, was wir je veröffentlichten, »braucht seine Unkonventionellen, Exzentriker und Märtyrer, Persönlichkeiten, die Pfade entdecken, schlagen und begehen, für die andere zu blind, zu beschränkt, zu vernünftig oder zu ängstlich sind. Diese Figuren faszinieren und inspirieren, sind aber als Vorbilder wenig geeignet, weil sie einen bestimmten Aspekt so sehr verdichten, daß alles andere zu kurz kommt.«

Ja, zweifelsohne, so ist es, und die Fragen, über die hinter den Kulissen gestritten wird, lautet: Ist das Unkonventionelle, das Randständige, das Exzentrische empfehlenswert oder gefährlich? Ist es überhaupt wesentlich? Soll es nicht besser ausgegrenzt und beschwiegen, und wenn letzteres nicht, dann wenigstens lächerlich gemacht werden – der Vernunft, der Anschlußfähigkeit, der Stabilisierung wegen?

Keinesfalls. Gegen jede Vernunft und um den Preis der Anschlußfähigkeit. Denn das Politische ist zu Ende. Alles Große dämmert vor sich hin, und selbst die Erinnerung daran schläft ein. Das Radikale ist der Stachel, der wachhält. Das Experiment ist das Gebot der Stunde, der nutzlose Dienst eine schöne Geste. Die Fähigkeit, immer wieder voraussetzungslos über Tun und Lage nachzudenken, die Uhr neu zu stellen und aus dem Nichts zurückzukehren, ist die Grundlage des Widerstands. Unter den Kombattanten ist der Exzentriker der Einsame, und er steht näher am Tod. Zehrer schrieb, beides – ausgehalten – mache wesentlich. Vor allem, wissen wir, macht es magnetisch – weil es echt ist, weil es nicht kalkuliert, nicht rechnet und die Kraft nicht in abgemessenen Portionen einsetzt, sondern so, daß sie sich vergeudet. Wir haben ein Gespür dafür, wo noch etwas verhandelt wird und ein Rad sich noch ohne Routine dreht. Auf diesen Punkt richten wir uns aus.

»Der Sarg zwischen geliehenen Blumen, einem angestellten Trauerredner und gemieteter Musik, das Öffnen des Bodens, das Herabgleiten des Fahrstuhls und schließlich die Asche in der Urne, ist das eine Totenfeier? Ist das alles noch wesentlich?«

Hans Zehrer: »Die eigentliche Not unserer Zeit«, 1933

Literaturhinweise:

Hans Zehrer: »Die eigentliche Not unserer Zeit«, in: *Die Tat*, Nr. 11 (1933);

Götz Kubitschek: »Die Strahlkraft der Konservativen Revolution«, in: *Sezession*, Nr. 44 (2011);

Martin Lichtmesz: »Fanal und Irrlicht« in: *Sezession*, Nr. 20 (2007);

Arnold Gehlen: »Über kulturelle Kristallisation«, in: *Studien zur Anthropologie*, Berlin 1963;

Caspar v. Schrenck-Notzing (Hrsg.): *Lexikon des Konservatismus*, Graz 1996;

Armin Mohler/Karlheinz Weißmann: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch*, Graz 2005.

Autoren dieses Heftes

Heino Bosselmann, 1964, unterrichtete an Gymnasien, wandte sich ab und lebt nun als freier Publizist.

Olaf Haselhorst, 1963, studierte Geschichte und Slawistik in Hamburg und St. Petersburg, Publizist und Übersetzer.
Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, Graz 2009

Sebastian Hennig, 1972, studierte Malerei und Grafik und ist seit 1999 freischaffend tätig als Bildender Künstler und freier Publizist.

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig und arbeitet als freier Autor in Berlin. 2004 erhielt er den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Der Weizsäcker-Komplex. Eine politische Archäologie, Berlin 2012

Manfred Kleine-Hartlage, 1966, ist Diplom-Sozialwissenschaftler in der Fachrichtung Politische Wissenschaft. Er veröffentlicht regelmäßig aktuelle politische Kommentare, Analysen und Essays in seinem Internet-Blog www.korrektheiten.com.
Warum ich kein Linker mehr bin, Schnellroda 2012

Benedikt Kaiser, 1987, studiert Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung. Arbeit derzeit über die Geschichte der Zeitschrift *Criticón*.
Eurofaschismus und bürgerliche Dekadenz. Europakonzption und Gesellschaftskritik bei Pierre Drieu la Rochelle, Kiel 2011

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Die Verteidigung des Eigenen. Fünf Traktate, Schnellroda 2011

Richard Millet, 1953, Lektor, Romancier und Stilist, arbeitet unter anderem für den französischen Traditionsverlag Gallimard. 1994 Essay-Preis der Académie française.
De l'antiracisme comme terreur littéraire, Paris 2012
Langue fantôme. Essai sur la paupérisation de la littérature suivi de Eloge littéraire d'Anders Breivik, Paris 2012

Prof. Dr. Harald Seubert, 1967, studierte Philosophie, neuere Geschichte, Literaturwissenschaft, Sozialwissenschaften und Evangelische Theologie und lehrt an mehreren Universitäten, u. a. in Posen, Bamberg und Eichstätt.
Europa ohne Christentum?, Friesenheim-Schuttern 2012

Andreas Vonderach, 1964, studierte Geschichte, Anthropologie, Geographie und Politikwissenschaft.
Sozialbiologie. Geschichte und Ergebnisse, Schnellroda 2012

Dr. Dr. Thor v. Waldstein, 1959, studierte Rechtswissenschaft, Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft und Soziologie und arbeitet als Rechtsanwalt.
Der Beutewert des Staates – Carl Schmitt und der Pluralismus, Graz 2008

Benjamin Jahn Zschocke, 1986, lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in Chemnitz, Berlin und Buenos Aires. www.benjaminjahnzschocke.de

Aus Platzgründen entfallen für dieses Mal die Angaben zu den Redakteuren der *Sezession*.

Schriftsteller, Partisan, Rebell – ein Waldgang ins Zentrum der Kritik

von Richard Millet

Was bleibt dem Schriftsteller in einem Europa, in dem der Gedanke der Nation erodiert, die Entchristlichung allem Anschein nach nicht mehr rückgängig zu machen ist und in dem man die Kultur durch Unterhaltungskultur ersetzt hat – sofern Kultur im weiteren Sinn nicht sowieso Christentum bedeutet, soll heißen die ständige Begegnung zwischen Jerusalem und Athen?

Mag sein, daß die Frage zu weit gefaßt ist oder einer Fragestellung verhaftet bleibt, die inzwischen akademisch oder gar journalistisch und somit belanglos ist. Insofern bietet es sich an, sie auf ein anderes Terrain zu verlagern – wobei eine solche Verlagerung nicht im strengen Sinne politisch, historisch oder ethisch ist, sondern am Rand dieser Kategorien steht: dort, wo noch Hoffnung ist; man könnte eine frische Sicht auf sie gewinnen. Diese Verlagerung führt zu der Erkenntnis, daß der Schriftsteller in Europa, wenn nicht gar im Westen, so gut wie nichts mehr gilt. Allein Deutschland hat noch – wo aber sind ihre Nachfolger? – einen Günter Grass, einen Hans Magnus Enzensberger, ganz zu schweigen von Peter Handke, der allerdings Österreicher ist: Schriftsteller, denen auf die eine oder andere Weise Gehör geschenkt wird. Ihre französischen Kollegen wiederum hören sich zumeist nur noch gerne reden, oder sie geben sich der Propaganda hin. Zwischen den an Grass und an Le Clézio verliehenen Nobelpreisen spielt sich innerhalb eines Jahrzehnts der Niedergang der Kultur, ja einer Welt ab: der Übergang von einem Modus der Infragestellung, Kritik, Erinnerung zu den manichäischen Vereinfachungen des politisch Korrekten – soll heißen zur Unmöglichkeit jeglicher Kritik und zur Politik der endlosen Sühne (postnazistisch, postkolonial, postchristlich, postliterarisch, posteuropäisch ...).

Der zeitgenössische Schriftsteller arbeitet sich seit langem weder an der Sprache noch an der Geschichte, nicht einmal mehr an ethischen Kategorien ab, die Literatur ist längst auf den Roman reduziert und gehört somit zu den Herrschaftsinstrumenten des Entertainments und des Spektakels, wie Guy Debord es bezeichnet. Der Roman als Ausdrucksform des Postliterarischen, also einer auf globalisierte Romanzen reduzierten Konsensliteratur ohne Stil, wenn nicht sogar ihrer Sprache entleert: ebendiesem verweigere ich mich als Schriftsteller – und gehöre damit zu jenen wenigen europäischen Schriftstellern, die sich als die letzten Schriftsteller befehlen, ebenso wie wir uns der trügerischen, entfremdenden Dimension des Falschen verweigern, die in sämtlichen Systemen der kulturellen und insbesondere der literarischen Produktion vorherrscht, so daß das Wahre überhaupt nur noch als Ausnahme wahrnehmbar ist und als solche die Herrschaft des verfälschten Nicht-Werts stützt.

Weil ich in Frankreich diese Wahrheiten angemahnt und dabei vor allem aufgezeigt habe, daß die Vernichtung des Stils jene der Sprache und somit der Literatur, folglich die Vernichtung Frankreichs als literarischer

»Wären die großen Massen so durchsichtig, so gleichgeschaltet in den Atomen, wie die Propaganda es behauptet, dann wäre nicht mehr an Polizei vonnöten, als ein Schäfer Hunde für seine Herde braucht. Das ist nicht der Fall, denn es verbergen sich Wölfe in der grauen Herde, das heißt Naturen, die noch wissen, was Freiheit ist. Und diese Wölfe sind nicht nur an sich sehr stark, sondern es ist auch die Gefahr gegeben, daß sie ihre Eigenschaften auf die Masse übertragen, wenn ein böser Morgen dämmert, so daß die Herde zum Rudel wird. Das ist der Alpdruck der Machthaber.«

Ernst Jünger: *Der Waldgang*, 1951

Nation nach sich zieht, hat man mich zum Ausgestoßenen und dann zum Rebellen tituliert. Indes betrifft diese Entwicklung nicht nur Frankreich. In einem Europa, wo Literatur sich generell auf die Nachahmung des englischsprachigen Romans reduziert (der seinerseits in den meisten Fällen belanglos ist und als Kopie eines Modells, das seine künstlerische Aussagekraft bereits verloren hat, zum bloßen »Kulturprodukt« verkommt), wird der Schriftsteller zwangsläufig mit jener anderen Form der Belanglosigkeit konfrontiert, nämlich dem Moralismus. Unter Moralismus ist hier lediglich die vermeintlich ethische Dimension zu verstehen, wie sie die politische Korrektheit der Literatur in den an sich selbst erkrankten Gesellschaften aufzwingt, wo die Einwanderung aus außereuropäischen, insbesondere muslimischen Ländern die Unheilbarkeit dieser Krankheit offenbar werden läßt: Der ästhetisch-ethische Diskurs ist aufgeladen mit dem Sprengstoff einer geradezu neurotischen Überschätzung des Fremden (des Einwanderers, des »Papierlosen«, des Illegalen), die ihre Legitimierung im Multikulturalismus sucht, soll heißen in der Aufgabe der kulturellen Einheit zugunsten eines politisch-religiösen Status quo, der sich als ein Auslöser des Bürgerkriegs erweist. Eine Auflehnung gegen diesen Diskurs, gegen diesen Tatbestand, gegen diese neue Theologie des Menschlichen, insbesondere der Hinweis, daß der Multikulturalismus ein potentieller Bürgerkrieg ist, hat zwangsläufig den Ausschluß aus dem Mainstream zur Folge; wer sich auflehnt, findet sich in der Verbannung wieder. Sie macht ihn zum Partisanen, zum Rebellen.



*Richard Millet, 2011.
Photo von Jean Luc Bertini/Pasco*

Die Übersetzung des Textes aus dem Französischen besorgte Silke Lührmann.

In Frankreich werden die Begriffe Partisan und Rebell im allgemeinen Sprachgebrauch in eingeschränkter oder abgewerteter Bedeutung verwendet: ersterer vor allem im Zusammenhang mit dem Widerstand gegen die Deutschen im Zweiten Weltkrieg, letzterer als Klischee der medial-politischen Konsensgesellschaft: Je emphatischer ein Schriftsteller, Künstler oder eine andere Person, die sich ihre fünfzehn Minuten im Rampenlicht sichern will, als Rebell bezeichnet wird, desto zuverlässiger wird er sich als aktiver Partisanenkämpfer für die etablierte Ordnung erweisen – wobei sich im Fall des Kapitalismus, der den stetig wachsenden Zustrom außereuropäischer Einwanderer in Verdrehung der Tatsachen als historische Unabwendbarkeit ausgibt, die »Ethik« somit zur Komplizin der transnationalen Ästhetik macht, soll heißen der amerikanischen Subkultur, so daß die Nationen seither als »alt« abgetan werden (mit der ganzen Verachtung, die in Frankreich, wo der Aufstand gegen die Institutionen mit einer übertriebenen Aufwertung biologischer Jugend einhergeht, in dem Epitheton »vieux« mitschwingen kann).

Daher ist eine Rückbesinnung auf die Bedeutungen geboten, die Carl Schmitt dem Begriff des Partisanen und Ernst Jünger jenem des Rebellen verlieh, die aber hier weiterzuentwickeln und einem neuen Kontext anzupassen wären. Der Schriftsteller würde damit zum Inbegriff des Partisanen oder Rebellen, soll heißen zum Einzelgänger par excellence, wohlwissend, daß eine freiwillige Einsamkeit der Propaganda ungeheuer suspekt ist. Für mich persönlich bedeutet das, in der Einsamkeit der Sprache Halt zu finden – im vollen Bewußtsein jenes Widerspruchs, der darin besteht, bei einer Tätigkeit allein zu sein, die angeblich die Menschen eint und die ihnen, um mit Émile Benveniste zu sprechen, das Vokabular ihrer Institutionen gestiftet hat.

Schreiben bedeutet, in den gesunden Menschenverstand (der in den meisten Fällen durch die ästhetisch-politischen Doxa bedroht oder ausgehöhlt wird) einen Abstand einzufügen. Dieser Abstand ist meine Weigerung, das literarische, politische, ästhetische Spiel mitzuspielen. Auf dessen Enthüllung zielen von diesem Zeitpunkt an all meine Bemühungen ab, indem ich durch meinen Stil ebenso wie durch meine Rolle als Zeuge

aufzuzeigen versuche, daß mit gezinkten Karten gespielt wird. Es bedeutet, in meiner Arbeit von den ständigen Bedeutungsentleerungen und demokratischen Zauberformeln des Reichs des Guten (wobei das Gute hier selbstverständlich das Gegenteil dessen ist, was es zu sein vorgibt: eine dämonische Figur) aus- und über sie hinauszugehen. Schließlich bedeutet es, sich in einer Abkehr zu verorten, die man auch als absoluten Abstand bezeichnen könnte: dort, wohin mich nur diejenigen begleiten, die wie ich in Wirklichkeit nicht mehr und nicht weniger sind als Partisanen der Wahrheit in einer Welt, in der die Werte und Gewißheiten, zu denen sie einst erzogen wurden, größtenteils für obsolet erklärt, entwertet, in ihr Gegenteil verkehrt worden sind.

Der Schriftsteller arbeitet also in der Entwertung, der Außerplanmäßigkeit, der Randständigkeit, zusammenfassend könnte man sagen: im Wald. Diese Rückkehr zum Wald ist meilenweit entfernt von einem ökologischen Märchen. Sie ist in den meisten Fällen eine metaphorische. Ich möchte sie als freiwillige Apartheid bezeichnen, eine bewußt brutale Wortwahl: eine Form des inneren Exils, das geographischer Natur sein kann (der Wald als Ort zum Denken, Schreiben, Leben, eine Zuflucht vor der von Baudelaire so beschriebenen »Tyrannei des menschlichen Antlitzes« oder der von Tocqueville formulierten »Tyrannei der Mehrheit«), das aber vor allem ein sprachliches Exil ist. Als Schriftsteller spreche ich keineswegs die gleiche Sprache wie meine Zeitgenossen und kann doch von denjenigen verstanden werden, die sich nicht in die freiwillige Unterwürfigkeit fügen.

Ich wähle nicht; ich »debattiere« nicht; ich spiele das demokratische Spiel nicht mit; ich verweigere mich der Allmacht der Ethik, sobald sie sich in Gestalt eines ideologischen Werkzeugs des Staats präsentiert (wie zum Beispiel der Antirassismus in Frankreich mit seinen Gesetzen und seinen halbstaatlichen, freiheitstötenden Organisationen). Ich befinde mich in einem ständigen Prozeß des Selbstausschlusses: Diese freiwillige Apartheid ist ein hervorragender Indikator der zeitgenössischen Belanglosigkeit und dessen, was ich als »Sinnabnutzung« bezeichne, soll heißen des mehr oder weniger programmierten Verzichts auf ein Sein als denkendes (soll heißen: nicht-narzißtisches) Selbst mit einer nationalen Zugehörigkeit. Der freiwillige Ausschluß als Antwort auf den unbedingten Willen zur Einbeziehung, wie er für den gutmenschlichen Diskurs typisch ist – dieser Wille erinnert durchaus an gewisse Auswirkungen des Totalitarismus.

Mein Wald ist die Sprache und die Einzigartigkeit, die diese verleiht in einer Welt, die taub geworden ist für das laute Blätterrauscheln der Erinnerung oder des Unsichtbaren, des Geistigen. Ohne die Wohltaten des Vergessens unterschätzen zu wollen (das hier als die notwendige Milde einer Begnadigung verstanden werden soll), eröffnet das Schreiben Waldwege, die nirgendwo hinführen (die Heideggerschen »Holzwege«) – ebendieses Nirgendwo ist der Ort des Schriftstellers im gleichen Sinne, wie der Weg oft wichtiger ist als das Ziel.

Der Wald ist die Gegen-Stadt und die Verweigerung gegenüber dem Zahlreichen – oder besser gesagt, dem Zahllosen. Kein Elfenbeinturm; keine romantische Einsamkeit; kein Wanderer. Außerhalb der Stadt zu sein bedeutet, sich in den Mittelpunkt der Kritik zu stellen, soll heißen mitten in den Kampf, der vor allem darin besteht, die gutmenschlichen Werte in ihre Belanglosigkeit, ihre Falschheit, ihre schädliche Macht zurückzuverweisen.

Dafür, daß ich die Verbindung zwischen dem literarischen Falschgeld und dem multikulturalistischen Diskurs aufgezeigt habe, hat man mich gesellschaftlich vernichtet und mir keine andere Wahl gelassen, als den Weg in den Wald zu gehen, oder besser gesagt, mir bewußt zu werden, daß ich mich bereits auf einem Weg befand, auf dem ich mich selber als Subjekt behaupte in einer Bewegung, bei der die Objektivierung, das Allgemeingültige einer ewigen Bedrohung ausgesetzt sind durch ein System, das mich als handelndes Subjekt negiert und mich auf eine Form des Solipsismus oder der narzißtischen Gefangenschaft zurückzuwerfen droht, während ich dem absoluten Außerhalb, der ungeheuren Frische der Morgenröte, jener Chance zugewandt bleibe, zu der mir die gesellschaftliche Nichtzugehörigkeit geraten ist. Ich schreibe: Ich bin mit der großen gesellschaftlichen Veräußerung beschäftigt, die mir den Zugang zur musikalischen Dimension meines Lebens gestattet.

»Der Theoretiker kann nicht mehr tun als die Begriffe wahren und die Dinge beim Namen nennen. Die Theorie des Partisanen mündet in den Begriff des Politischen ein, in die Frage nach dem wirklichen Feind und einem neuen Nomos der Erde.«

Carl Schmitt: *Theorie des Partisanen*, 1963

Über Richard Millet

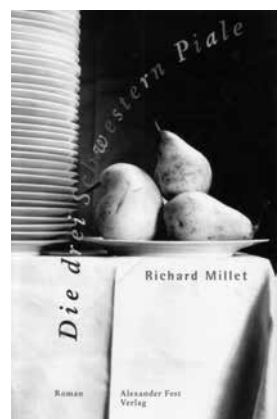
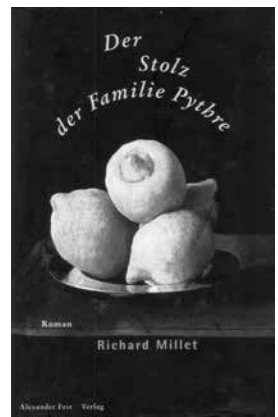
von Benedikt Kaiser

Das Gewöhnliche spielt im Leben Richard Millets (Jahrgang 1953) nur eine bescheidene Rolle. Als Kind verbrachte er sechs Jahre im Libanon, später kämpfte er dort im Bürgerkrieg auf Seiten christlicher Falangisten. Er kehrte aber nach Frankreich zurück und arbeitete erfolgreich als Autor und Lektor. Sein Werk umfaßt über 50 Publikationen, 1994 erhielt er den Essay-Preis der Académie française. Trotz seines Renommées liegen in deutscher Fassung lediglich zwei seiner auch hierzulande wohlwollend rezensierten Romane vor. Beide erschienen im 2002 aufgelösten Alexander Fest Verlag. Bis 2011 war Richard Millet fester Bestandteil der intellektuellen Mitte Frankreichs, obwohl er ab und an einen Schriftstellerkollegen der Unfähigkeit zieh und in scharfem Ton den allgemeinen Verfall der Sprache anzuprangerte.

Zum internationalen Skandal wurde Millets »Eloge auf Breivik« (2012). In diesem Essay hebt er auf die »formale Perfektion« und die »literarische Dimension« der Tat Breiviks ab und wirft als einen Grund für dessen Osloer Blutbad den Verlust der Identität innerhalb einer multikulturellen Gesellschaft in die Debatte. In einem FAZ-Interview konnte Millet zwar betonen, daß er Breiviks Tat für »monströs« halte; jedoch erkannte nicht nur das deutsche Feuilleton in seinen »rassistischen« (*Spiegel-online*) Aussagen »rechtsextreme Geistesverwandtschaften mit Breivik« (*taz*): Auch die Reaktionen in Frankreich waren negativ. Erste Artikel in *Le Monde* und Äußerungen empörter Kollegen führten dazu, daß der Verlag Gallimard Millets Büro auflöste und ihn als Lektor seither nur noch auf freier Basis beschäftigt. In *L'Express* konnte Millet sich verteidigen, allerdings wurde seinem Artikel ein Begleittext beigegeben, der die Distanz der Zeitung zum Inhalt betonte. Andere stießen ins selbe Horn wie die deutschen Kritiker: Bernard-Henri Lévy erklärte Millets Arbeiten zur Brutstätte eines »white racist trash«, und die *Libération* rückte Millets Text in die Nähe des Rassenhasses. Einer Diskussion mit Millet stellte man sich nur beim Radiosender *France Culture*.

Es lohnt sich, einen Blick in die Zeitschrift *Rébellion* zu werfen, in der auch Alain de Benoist regelmäßig publiziert. Dieses Periodikum der Linie Proudhon-Sorel-Niekisch würdigte Millet zwar für seine Beurteilung der Masseneinwanderung, benannte aber einen Schwachpunkt: Er übergehe, daß nicht »der Islam« die französische Kultur bedrohe, sondern daß die globale »Amerikanisierung« alle Kulturen ruiniere. Die Redaktion dieser Zweimonatsschrift kennt indes verständlicherweise das *JF*-Interview nicht, in dem Millet seinerseits erklärte, daß die Europäer selbst für den kulturellen Niedergang verantwortlich seien – nicht die Einwanderer.

Der deutschsprachige Leser wird bald nachvollziehen können, ob die Kritik der *Rébellion* oder anderer zutrifft. Im April erscheinen im Verlag *Antaios* ausgewählte Texte Millets – darunter selbstverständlich auch die »Eloge littéraire d'Anders Breivik«.



Der Stolz der Familie Pythre, Berlin: Alexander Fest Verlag 2001;

Die drei Schwestern Piaie, Berlin: Alexander Fest Verlag 1998.

Vorstoß in die Apolitia – 20 Jahre »Anschwellender Bocksgesang«

von Karlheinz Weißmann

Die Ausgabe 6/1993 des *Spiegel* war die mit den Eiern im geöffneten Sarg auf dem Titelblatt (es ging um Salmonellen und die »Hühner-Mafia«), und der gelbe *eye catcher* in der rechten unteren Ecke verwies auf einen Beitrag über die Wehrpflichtdebatte im kürzlich wiedervereinigten Deutschland. Es gab auch sonst keinen Grund, anzunehmen, daß diese Nummer des Nachrichtenmagazins entscheidende Bedeutung für die intellektuelle Geschichte der »neuen« Bundesrepublik gewinnen würde. Der Schriftsteller Botho Strauß als Verfasser eines *Spiegel*-Essays war zwar eine ungewöhnliche Wahl, aber der Titel seines Textes – »Anschwellender Bocksgesang« – führte in erster Linie zu Irritation oder Achselzucken. Denn kaum jemand besaß noch genug Kenntnis der Antike, um zu wissen, daß »Bocksgesang«, oder »Gesang um den Bockspreis«, eine denkbare Ableitung des Begriffs »Tragödie« aus dem Altgriechischen ist und Bezug auf deren Ursprung in Kultspielen für den Gott Dionysos und dessen Gefolge aus bocksfüßigen, bockshornigen Satyrn nahm.

Die Verrätselung war sicher nicht ungewollt. Sie entspricht dem elitären Selbstverständnis, das Strauß pflegt und das ihm unter den erfolgreichen zeitgenössischen Autoren eine Sonderstellung verschafft. Sie gehörte aber auch zu einer Strategie, die es dem Leser erschweren sollte, sofort zu begreifen und schnell Partei zu nehmen. Dasselbe gilt für die irritierende Liebeserklärung an das Hier und Jetzt zu Beginn, deren therapeutischen Ton und deren Doppelbödigkeit man nur nach und nach entdeckte: »Jemand, der vor der freien Gesellschaft, vor dem Großen und Ganzen, Scheu empfindet, nicht weil er sie heimlich verabscheute, sondern im Gegenteil, weil er eine zu große Bewunderung für die ungeheuer komplizierten Abläufe und Passungen, für den grandiosen und empfindlichen Organismus des Miteinander hegt, den nicht der universellste Künstler, nicht der begnadetste Herrscher annähernd erfinden oder dirigieren könnte. Jemand, der beinahe fassungslos vor Respekt mitansieht, wie die Menschen bei all ihrer Schlechtigkeit *au fond* so schwerelos aneinander vorbeikommen, und das ist so gut wie: miteinander umgehen können. Der in ihren Geschäften und Bewegungen überall die Balance, die Tanzbereitschaft, das Spiel, die listige Verstellung, die artistische Manier bemerkt – ja, dies Miteinander muß jedem Außenstehenden, wenn er nicht von einer politischen Krankheit befallen ist, weit eher als ein unfaßliches Kunststück erscheinen denn als ein Brodelkessel, als eine ›Hölle der anderen‹.« Wer sich als Leser nun sicher glaubte, den traf die Fortsetzung, denn, so Strauß, dem Beobachter müsse es mitunter »scheinen, als hörte er jetzt ein letztes knisterndes Sich-Fügen, als sähe er gerade noch die Letzten, denen die Flucht in ein Heim gelang, vernähme ein leises Einschnappen, wie ein Schloß, ins Gleichgewicht. Danach: nur noch das Reißen von Strängen, gegebenen Händen, Nerven, Kontrakten, Netzen und Träumen.«

»Es ziehen aber Konflikte herauf, die sich nicht mehr ökonomisch befrieden lassen. Zwischen den Kräften des Hergebrachten und denen des ständigen Fortbringens, Abserviens und Auslöschens wird es Krieg geben.«

Botho Strauß: »Anschwellender Bocksgesang«, 1993

Was dann folgte, war zuerst einmal Demontage der Perfektion, Aufweis des Verfalls und – wichtiger – die Umschreibung einer Stellung, die weder das »schwerelos aneinander vorbeikommen« üben wollte, noch zu denen zählen mochte, denen als »Letzten ... die Flucht in ein Heim gelang«. Diese dritte Position bezeichnete Strauß als »rechts«, und genau darin lag der eigentliche Skandal des »Anschwellenden Bocksgesangs«. Denn bis dahin wußte man nur, daß Strauß nicht zu den engagierten Intellektuellen und schon gar nicht (oder nicht mehr) zu deren linker Mehrheit gehörte. Aber die – freiwillige – Einordnung auf der Rechten war neu, neu jedenfalls, wenn man wie Strauß »dazu« gehörte. Er war anerkannt, mehr noch: bewundert, ihn konnte man nicht übergehen. Schon gar nicht in der unübersichtlichen Situation Anfang der neunziger Jahre. Denn es tobte in Deutschland ein Kulturkampf, bei dem es weniger um tatsächliche Konfliktlinien ging, eher um die Imagination einer allmächtigen Rechten durch die Linke. Diese wartete auf die Parusie ihres Feindes, dessen Erscheinen sich irritierend verzögerte, so daß man jedes Vorzeichen panisch und begierig aufnahm.

Der »Anschwellende Bocksgesang« konnte als ein solches Vorzeichen gesehen werden, auch weil er veröffentlicht wurde, als die tonangebenden Kreise aus einer Depression auftauchten. Den unerwarteten Zusammenbruch des Kommunismus hatten sie hinter sich, die Hegemonie der »Ideen von '68« gewahrt, und die »Kostümfaschisten« (Herbert Ammon) von Mölln und Solingen, die häßlichen Unterschichtsbrandsatzwerfer waren ein Gottesgeschenk, eigneten sich ganz wunderbar als Feindbild und zur Mobilisierung des antifaschistischen Affekts. Vor allem aber breitete sich unter Progressiven die Einsicht aus, daß keine Abrechnung drohte, daß niemand auf der Gegenseite interessiert war, die Gesamtlinke in Haftung zu nehmen, wie man nach 1945 die Gesamtrechte in Haftung genommen hatte. Der historische Kompromiß zwischen Postachtundsechzigern und Postkommunisten und Neoliberalen und Neokonservativen war zwar noch nicht ausgehandelt, aber man stand kurz davor, den ideologischen Minimalkonsens zu formulieren: Stillschweigen über das eigene Versagen und Verteidigung des »Westens« gegen jeden »Fundamentalismus«, vor allem den religiösen und den rechten.

In dieser Situation, kurz vor der Klärung, erschien der »Anschwellende Bocksgesang«, dessen Verfasser einfach spöttisch darauf hinwies, daß es »pikant« sei, »wie gierig der Mainstream das rechtsradikale Rinnsal stetig zu vergrößern« suchte. Strauß hielt es nicht der Mühe wert, sich zu distanzieren oder die Inszenierung einer faschistischen Gefahr gründlich zu entlarven. Denn Rechts-Sein war für ihn nicht nur antiegalitär, antiliberal, antiutopisch, es ging ihm überhaupt nicht um Oberflächenphänomene: »Der Rechte – in der Richte: ein Außenseiter.« Rechts-Sein bedeutete für Strauß Anschluß an die »Tiefenerinnerung« der Kultur, der Versuch, dem Menschen seine geschichtliche Bindung zurückzugeben und seine Gegenwartsfixierung zu überwinden, nicht, den aktuellen Einfluß von alter und neuer Linker zu bekämpfen oder das *juste milieu* zu jagen.

Wenn man den »Anschwellenden Bocksgesang« angesichts dessen als »metapolitisch« bezeichnet, ist das trotzdem zu wenig. Strauß entzog sich überhaupt jeder politischen Brauchbarkeit, weil er die Feinderklärung mied, sowieso die naheliegende gegenüber den Hooligans mit ihrem NS-Dekor (»Dürfen von uns verwahrloste Kinder zu unseren Feinden werden?«), aber auch die gegenüber den Herrschern des »geistigen Lebensraums«, die verantwortlich waren für die Devastation. Diese Weigerung hatte umgekehrt eine Unschärfe zur Folge, die erklärt, warum es Strauß nicht gelang, eine klare Trennung zwischen der Figur des »Rechten« und der Figur des »Kulturpessimisten« vorzunehmen. Deutlich ist, daß er sich nicht auf die Seite des letzteren schlagen wollte, der den Untergang und das offene Ausbrechen der Gewalt herbeisehnt, denn der »Rechte hofft hingegen auf einen tiefgreifenden, unter den Gefahren geborenen Wechsel der Mentalität«.

Im weiteren Verlauf des Textes betonte er jedoch die Vergewissung solcher Hoffnung: »Der Leitbild-Wechsel, der längst fällig wäre, wird niemals stattfinden.« Dementsprechend stehen das Leitmotiv der Argumentation, daß das Tragische seine Kraft – seine kathartische Kraft – unter den Bedingungen des Ernstfalls wiedergewinnen könnte, und die Annahme, daß das bestehende System in der Lage sei, jeden Widerspruch aufzusaugen und sich einzuverleiben, unvermittelt nebeneinander: »Das

»Es ist ja, als habe der Deutsche seinen Faust, der ohne den Teufel sich nicht erweitern kann, gänzlich in sich ausgelöscht. An Stelle der zwei Seelen ist der eine Hasenfuß getreten.«

Botho Strauß: »Uns fehlt ein Wort, ein einzig Wort«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 23. August 2011.



*Dionysos und Satyr,
Römisches Nationalmu-
seum – Palazzo Altemps*

Schmitt, Heidegger, überhaupt den Autoren der Konservativen Revolution, daß er ein »Gegenaufklärer« und die »Maulhure« (Tilman Spengler) einer neuen rechten Intelligenz oder gleich »Wegbereiter« (Ignatz Bubis) des nächsten Faschismus sei. Es gab auch Spötter, die Strauß allen Ernstes »Unfähigkeit zum Stil« (Michael Maar) vorwarfen oder in seinem Text die »Panikreaktion« (Gustav Seibt) des Modernisierungsverlierers ausmachten, bestenfalls einen »radikalen Einzelgänger« (Hermann Kurzke) in ihm sahen oder den »Epikureer« (Günter Zehm) im Wortsinn. Die meisten Kommentatoren aber begriffen den »Anschwellenden Bocksgesang« als Ausdruck einer Tendenz: die intellektuelle Linke, um ihren Alarmismus zu pflegen, die intellektuelle Rechte wegen der unerwarteten Verstärkung durch diesen »Winkelried« (Armin Mohler) und der Wirkung seines »sensationellen Essays« (Peter Gauweiler), der im legendären Jahrbuch *Der Pfahl* der »Matthes-und-Seitz-Faschisten« (*Die Zeit*) überhaupt erst vollständig abgedruckt wurde.

Was der Einschätzung des »Anschwellenden Bocksgesangs« als Symptom einer Bewegung Plausibilität verlieh, war auch, daß Strauß sich im folgenden überraschend weit vorwagte. Trotz seiner Öffentlichkeits-scheu nahm er mehrfach Stellung zu der Debatte, die der »Anschwellende Bocksgesang« entfesselt hatte, und vor allem gestattete er Heimo Schwillk und Ulrich Schacht, die vollständige Fassung noch einmal im Zusammen-

Regime der telekratischen Öffentlichkeit ist die unblutigste Gewaltherrschaft und zugleich der umfassendste Totalitarismus der Geschichte. Es braucht keine Köpfe rollen zu lassen, es macht sie überflüssig.«

Man sucht vergeblich einen Hinweis darauf, wer im »Krieg«, den Strauß zwischen den »Kräften des Hergebrachten und denen des ständigen Fortbringens, Abservierens und Auslöschens« kommen sieht, die Kampfparteien bildet. Deshalb es konsequent ist, daß zuletzt nur der einzelne bleibt, dessen Haltung nicht von ungefähr an die von Jüngers »preußischem Anarchisten« / »Anarchen« / »Waldgänger« erinnert: »Was sich stärken muß, ist das Gesonderte. Das Allgemeine ist mächtig und schwächlich zugleich. Der Widerstand ist heute schwerer zu haben, der Konformismus ist intelligent, facettenreich, heimtückischer und gefräßiger als vordem, das Gutgemeinte gemeiner als der offene Blödsinn, gegen den man früher Opposition oder Abkehr zeigte.« Strauß' »strengere Formen der Abweichung und der Unterbrechung« sind im Grunde nur allein zu verwirklichen, in der »Sezession«, wie er sagt, äußerstenfalls an »magischen Orten der Absonderung«, »im Garten der Befreundeten, wo noch Überlieferung gedeiht« und sich »ein versprengtes Häuflein von inspirierten Nichteinverstandenen« zu sammeln vermag.

Natürlich gehört es zum Wesen des Essays, daß nicht alles ausgeführt werden kann, daß es dem Verfasser erlaubt sein muß, das eine oder andere in der Schwebe zu halten, mehr noch, die Assoziationskraft dieser Unschärfe zu nutzen. Damit ist aber auch geklärt, daß der »Anschwellende Bocksgesang« nicht als Manifest gelesen werden kann. Seine außerordentliche Wirkung beruhte aber darauf, daß genau das geschah. »Notiert euch, Freunde, den Tag«, schrieb Peter Glotz: »Es war die *Spiegel*-Ausgabe vom 8. Februar 1993«, und dann noch: »Es wird ernst«. Was Glotz meinte, und worin ihm die einflußreichen Feuilletons folgten, war die Einschätzung, daß man bei Strauß denselben »Sound« (Andreas Kilb) höre wie bei Spengler, Jünger,

hang mit anderen Beiträgen zu präsentieren, die sich alle auf bestimmte Aspekte der von Strauß entwickelten Argumentation bezogen und von Autoren stammten, die man der »Neuen Rechten« zuzählte. Unter allen Veröffentlichungen der »Neuen Rechten« in der ersten Hälfte der neunziger Jahre war dieser Sammelband, *Die selbstbewußte Nation* (1994), ohne Zweifel die wirkungsvollste.

Damit verschob sich aber endgültig die Perspektive auf Strauß, den seine Kritiker nur zu gern in einen konkreter faßbaren Zusammenhang einordnen wollten. Was folgte, waren nur mehr oder weniger intelligente Bemühungen, den »Anschwellenden Bocksgesang« unter dem Gesichtspunkt der »rot-braunen« Gefahr zu diskutieren oder ihn mit Vorstößen einer nationalliberalen Gruppe um Rainer Zitelmann zu verknüpfen, in Verbindung mit der »What's right«-Serie der *FAZ* zu bringen, oder mit dem neu aufflammenden »Historikerstreit« nach Ernst Noltes Buch *Streitpunkte* (1993), oder ihn zu verknüpfen mit den Publikationen einzelner, bis dahin dem *mainstream* zugeordneter Autoren wie Hans Magnus Enzensberger (*Aussichten auf den Bürgerkrieg*, 1993) oder Joachim Fest (*Die schwierige Freiheit*, 1993), die wahlweise die universale Geltung der Menschenrechte oder die Überlebensfähigkeit der »offenen Gesellschaft« in Frage stellten.

Wenn man mit der Behauptung eines solchen größeren Ganzen nur meinte, daß der liberalen Ordnung nach dem Wegfall der äußeren Bedrohung eine Implosion bevorstehe und daß Strauß wie die übrigen Genannten der Meinung war, daß dieses Ende der Geschichte wahrscheinlicher sei als jedes andere, ist dagegen nichts zu sagen. Wenn es allerdings um die Suggestion ging, es habe sich bei der Veröffentlichung des »Anschwellenden Bocksgesangs« um einen Teil eines geplanten Vorstoßes gehandelt, dann muß man widersprechen. Strauß hat das selbst getan, fast ein Jahr nach dem Erscheinen, als er in einer Art Nachwort zu dem Konflikt um seine Person und seinen Text äußerte: »Jenes ›Rechte«, um das der Streit noch geht (und für mich ist es zuerst das Rechte des gegenrevolutionären Typus von Novalis bis Borchardt), ist inzwischen ein intellektuelles Suchtproblem geworden. In erster Linie wohl deshalb, weil es in besonders spannungsreichem Verhältnis zu der Rechten steht, der revolutionären und totalitären, die Staat und Volk ins Verderben führt.«

Es ist hier weniger interessant, daß Strauß zum wiederholten Mal seine scharfe Ablehnung des NS-Regimes deutlich machte, eher schon, daß er, nachdem er mit seiner Beteiligung an *Die selbstbewußte Nation* den Akzent auf die metapolitische Praxis gesetzt zu haben schien, nun wieder den Rückzug auf das Prinzipiell-Reaktionäre antrat. Aber wahrscheinlich würde Strauß nicht von einem Wechsel sprechen, eher davon, daß es sich um zwei Aspekte derselben Konzeption handelt, deren Spannungsverhältnis nicht gelöst werden kann.

Es ist dieser Tatbestand im Grunde nicht neu und kein Spezifikum der Position Strauß'. Denn das Dilemma deutete sich schon für die konservative Intelligenz der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und erst recht für die nachfaschistische Rechte an, die das »tragische Lebensgefühl« verteidigt hat, gegen die »Täuschung aller Täuschungen« (Miguel de Unamuno), die Hoffnung auf den großen Fortschritt, die Humanisierung des Humanen, die innerweltliche Erlösung. Das stand hinter dem »tapferen Pessimismus« oder der »Apolitia«. Unter Apolitia verstand Julius Evola eine Möglichkeit der Existenz, gleichweit entfernt vom Rückzug in die spirituelle Welt der Tradition oder dem Versuch, »den Tiger zu reiten«: radikale Distanz zur Gegenwart verknüpft mit der Möglichkeit zu symbolischem Handeln, das Zeichen setzt, ohne eine grundsätzliche Verbesserung für möglich zu halten. Daß es bei Strauß eine Evola-Lektüre und -Rezeption gegeben hat, ist, wenn an sonst nichts, dann an Titel und Inhalt eines anderen Essays erkennbar, der bereits 1990 unter dem Titel »Der Aufstand gegen die sekundäre Welt« erschienen war, aber keine dem »Anschwellenden Bocksgesang« vergleichbare Resonanz fand. Und das, obwohl sein Inhalt durchaus als anstößig betrachtet werden konnte. Es läßt sich auch sagen, daß Strauß hier etwas vorbereitete, was er zwei Jahre später deutlicher aussprach, so daß man beide Texte in eine geistige Entwicklung stellen muß, gekennzeichnet durch die Wahrnehmung, daß für einen Moment Handeln möglich schien, bevor alles erwartbar-unerwartet endete: als »Aufstand ohne Folgen«, wie Strauß an verborgener Stelle angemerkt hat.

»Ich glaube eher, daß in seiner Sprache eine Provokation für den einfachen Intellektuellen liegt. Der einfache Intellektuelle will wissen, warum er der bessere Mensch ist, und wenn er nun einer Sprache begegnet, die das nicht in dem gewohnt erwünschten Sinn bestätigt, dann wird er mißtrauisch. Und je weiter der Autor von diesem Erwünschten abweicht, in dem Sinne, daß ein Zweifel an dem eigenen Gutsein entstehen kann, dann wird der einfache Intellektuelle böse. Dafür bewundere ich Strauß.«

Martin Walser in einem Interview mit der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* vom 2. Oktober 1994

Literaturhinweise:

Miguel de Unamuno: *Das tragische Lebensgefühl* [1912], München 1925;

Botho Strauß: *Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit*, München 1999;

Michael Wiesberg: *Botho Strauß. Dichter der Gegenklärung, Perspektiven*, Bd 3, Schnellroda 2007;

Julius Evola: *Menschen inmitten von Ruinen*, Tübingen 1991.

Der goldene Käfig der Kunst

von Sebastian Hennig

Der Dichter Ezra Pound stellte 1945 im Gorillakäfig des amerikanischen Militärstrafлагers bei Pisa fest, daß Redefreiheit ohne die Freiheit, im Radio zu sprechen, nichtig sei. Er meinte zudem: »Mit einem Volk, das die Wahrnehmungen seiner Künstler mißachtet, geht es abwärts. Nach einer Weile hört es auf zu wirken und vegetiert nur noch dahin.« Dieser psychische Niedergang tritt nicht allein als die Folge von Selbstmißachtung, Gleichgültigkeit und Hochmut auf, er kann zudem von außen, vom Gegner, genährt und veranlaßt werden. Der beste Katalysator dieser Zersetzung ist das Geld. Schlimmer als das Verderben, welches die Mitraillösen bei Gravelotte in die preußischen Reihen trugen, wirkten sich die fünf Milliarden Goldfranken an Reparationszahlungen auf Deutschland aus. Die Gestalt der Städte wurde in den Gründerjahren nach 1871 stärker zerstört, als sieben Jahrzehnte darauf vom Bombenterror. Die Romane von Wilhelm Raabe und Wilhelm von Polenz sind ein Requiem dieser freiwilligen Preisgabe des Eigenen. Richard Wagner sprach von der deutschen Einheit, diese »müsse überall hin die Zähne weisen können, selbst, wenn sie nichts damit zu kauen mehr haben sollte.« Die Reformbewegung, Bündische und George-Kreis waren eine Reaktion auf das Imperium des Mammons, dem Carl von Sternheim mit *Juste Milieu* 1920 ein bitteres Pamphlet nachsandte. Die Avantgarde erwuchs in dieser Epoche unter einem Mäntelchen scheinbar grenzenloser Prosperität heran, sie ist ein Kind des Bürgerkaisertums Wilhelms II. Zu den Reformen gehörte auch der Vortizismus in London, dessen Wortführer, Ezra Pound, 1902 verkündete: »Die Krankheit der vorigen anderthalb Jahrhunderte war die Abstraktheit. Sie griff um sich wie die Schwindsucht.«

Johann Gottfried Herder und, nach diesem, die romantische Schule stehen am Anfang einer fruchtbaren Wahrnehmung des Eigenen, nicht nur unter den europäischen Völkern. Die romantische Differenzierung folgte auf eine napoleonische Pauschalisierung, und auf jene folgt bis heute eine Nivellierung unter dem Banner der universellen Humanität und Freiheit. Es ist so hinreichend bekannt, wie es nur widerwillig eingestanden wird, daß der gerade zum Weltgehirn sich ausweitende US-amerikanische Geheimdienst die Propagierung der abstrakten, atonalen, experimentellen und modernen Doktrin in den Künsten als Universalsprache und Freiheits-Fanfare mit viel Geld im Nachkriegseuropa durchsetzte. Der »Kongreß für kulturelle Freiheit« war nichts anderes als die Spitze des Eisberges, der mit CIA abgekürzt wurde. Es mußten dann doch keine Milzbrandbomben auf das »heilige Herz der Völker« (Hölderlin) geworfen werden. Schwindsucht wurde auf Rezept verordnet. Dafür ließ sich das private Stiftungswesen nutzen: »Beschränken Sie Ihre Ausgaben auf Summen, über die private Organisationen glaubwürdig verfügen können. Verschleiern Sie das Ausmaß der amerikanischen Beteiligung. Schützen Sie die Integrität der Organisationen, indem Sie diese nicht zwingen, je-

»Pound zu lesen ist ein Akt der Selbsterkenntnis des modernen Menschen, ein ungemein forderndes und anspruchsvolles Unterfangen zwar, doch nicht vergeblich. Pound wirft die Frage nach der Möglichkeit eines ›paradiso terrestre‹, eines irdischen Paradieses auf, danach, ob und wie der Mensch in seinem Leben zur Erfüllung gelangen kann, und er versucht, dieser Frage mit poetischen Mitteln beizukommen. Die Lehre des Scheiterns ist wesentlich eine negative Lehre: Ein politisches Leitbild kann Pound uns nicht bieten, denn dazu hatte er zu viel Anteil an den Irrtümern dieses Jahrhunderts.«

Till Kinzel: Autorenportrait Ezra Pound, in: *Sezession* 19 (2007)

den Aspekt der amerikanischen Politik zu unterstützen.« So heißt es in einer vertraulichen Anweisung. Ein führender Strategie des US-Geheimdienstes bekannte vor seinen Mitarbeitern, daß er gern alle Mittel der klassischen Geheimdiensttätigkeit hingäbe für die Vorherrschaft im kulturellen Wettstreit.

In den romanischen und slawischen Ländern vollzog und vollzieht sich diese Beglückung etwas mühseliger als in der BRD, wo die Planierung der Szene tatsächlich als praktisch abgeschlossen bezeichnet werden kann. Die Aufteilung des Landes war seine Rettung. So wie der scheinbar nutzlose Blinddarm dem Körper eine Fülle immunisierender Keime bewahrt, wurde der Nationalrusse Stalin zum Beschützer der deutschen Kultur. Seine Söldner haben wohl unsere Großmütter vergewaltigt, aber nicht unsere Kultur vergiftet. Wer entmündigt im Eigenen haust, ist auf die Länge besser dran als der freigesprochene Narr in seiner grenzenlosen Freiheit. Während der zivile Ungehorsam mit dem Gespenst der ABC-Waffen und den realen Leichbergen der Feuerstürme und Lager gelähmt wurde, sickerte die G-Waffe länderweit ein. Denn Geld war es, womit die deutsche Kunst sturmreif geschossen wurde. Nur ganz kleine Inseln wurden nicht von der Flut vergoldet. Die Rosinenbomber der fiktiven Kultur der Freiheit vermieden zivile Ziele und streuten ihre Gaben flächig breit. Fast alle Biographien des künstlerisch-kulturellen Komplexes der BRD bekamen durch geistigen Genickschuß die Rosinen der Freiheit in den Kopf getrieben. Sie sind derart in diese kollektive Erfolgsstory verfilzt, daß kein offenes, geschweige öffentliches oder veröffentlichtes Wort darüber möglich ist. Die Sklaverei ist erst dann perfekt, wenn die Unterjochten für deren Fortführung zu kämpfen bereit sind.

Jeder, der die Indoktrination der DDR im unaufgeregten Widerstand ertragen hat, kommt ins Staunen über das Maß an Ideologisierung und Opportunismus in der BRD. Der Magnetismus von Geld und Ruhm wirkte zuletzt durch den Eisernen Vorhang. Als der Kulturkampf der Verwestlichung nach '89 auf Mitteldeutschland übergriff, war das Feld schon bereitet. Hindernisse überkommener Gepflogenheiten ließen sich nun zumeist mit dem Verweis auf das totalitäre Regime beiseite fegen. Die meisten aber waren schon besoffen von Beuys und Pet Shop Boys. Die vorsichtigen Zweifler waren rasch im Sack: Mach den stillen Zeugen zum Komplizen und nie wird er gegen dich aussagen! Die Futterraufe ist breit genug für alle, die bereit sind, dem aufrechten Gang zu entsagen und auf den Vorderfüßen vor ihr zu lagern.

Was jüngst Richard Millet seine Redseligkeit einbrachte (siehe die Seiten 8 bis 11 in diesem Heft), ist bekannt. Der Weg zur Wahrheit ist derart böse mit verrenkten Hingerichteten verziert, daß vielen das Blut in den Adern gefriert, sobald sie erwägen, ihr Herz auf der Zunge zu bringen.

Schluß wird damit wohl erst sein, wenn alle so abgeäschert sind, daß sie sich nicht mehr jucken können, wenn es sie kratzt. Ostdeutschland gibt es nicht mehr. In Mitteldeutschland zeugt die anhaltende seelische Niedergeschlagenheit der Menschen von dem physisch-wirtschaftlichen Knockout nach '45. Der Westen wurde angefixt mit tonnenweise Stoff, der high und frei, aber auch abhängig und ausgebrannt macht. Weil immer größere Erdteile eingeschläfert werden müssen, wird der Nachschub knapp, und wir erwarten ein zweites 1989. Eine geistige Wiedervereinigung durch zusammenschießende Erfahrungsströme. Die Russen haben ihre Satrapen ver- und den Bissen fahren lassen. Ihrer ökonomischen Kolonisierung entspricht die geistige Entmündigung im Westen, welche sich territorial ausdehnte und noch anhält. Sofern sie nicht völlig verblendet sind, zeitigt die Verzweiflung über elementare Lebenslügen bei den Betroffenen eine Rest-Aggressivität von enormer Durchschlagskraft. Und da jeder, der in der Szene reüssieren will, an ihren weißhaarigen Pfortnern vorbei muß, wird es noch eine Weile still bleiben. Krawall über der Walstatt und doch: Unser Lunapark ist eigentlich ein Friedhof.

1966 wurde die britische Journalistin Frances Stonor Saunders geboren. Ihr Buch *Who Paid the Piper? CIA and the Cultural Cold War* (1999) ist getragen von der britischen Vorliebe für Schauerstorys. Auf dem Umschlagbild der ebenfalls sehr erfolgreichen amerikanischen Ausgabe führt der Weißkopfadler einen Borstenpinsel im Schnabel. *Zeit*-Herausgeber Josef Joffe rezensierte diese Ausgabe in der *New York Times Book Review* und weist die Hauptthese des Buches zurück, die Avantgarde sei nichts

»Wird über jemanden, den man nicht mit Stillschweigen übergehen kann, gesagt, er sei unverständlich, ist es so, wie wenn über das Wasser, einen Baum und das Feuer gesagt wird, sie seien unnütz: und nützlich sei erst dieses Feuer (das beispielsweise ein Mittagessen bereitet), dieses Wasser (das eine Mühle antreibt), dieser Baum (der gerade Früchte oder Schatten spendet). Aber wissen Sie etwa, wem der Dichter ein Mittagessen bereitet, wem er eine Mühle treibt, wem er Früchte und Schatten spendet? Es scheint, daß die Menschen außer nach dem, was ihnen so nahe ist, daß es sie ernähren oder bekleiden kann, nach nichts anderem verlangen. Immer wenn sich irgendein Elend zeugt, wälzt man die Schuld auf die Reichen, die Herrscher und andere ›Faktoren‹ ab. Im eigentlichen Sinn ist jedoch das einzige Ding, das den Menschen um etwas ärmer macht, das Eigentum.«

Jakub Deml: *Es leuchtet ein Traum*

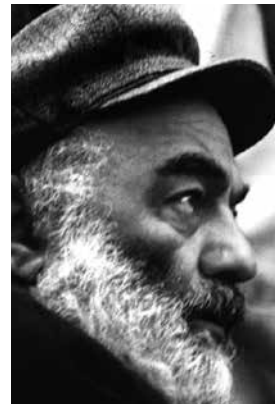
Frei übersetzt: »Das mag für den Kitsch des Sozialistischen Realismus zutreffen, mit dem man die Kolchosen aufmotzte. Aber Jackson Pollocks ›Number 6‹ or Mark Rothkos ›#18‹ können nicht auf antikommunistische Artillerie-Geschosse reduziert werden.«

als Munition im (Kalten) Krieg gewesen: »That might be true for Socialist Realist kitsch extolling the kolkhoz. But Jackson Pollock's ›Number 6‹ or Mark Rothko's ›#18‹ cannot be reduced to anti-Communist artillery pieces.« Der tragischen Selbsttötung von Rothko wohnt eine andere Beredsamkeit inne: Hier wollte einer mit Farbe die Ordnung erschüttern und sah seine Bilder im Foyer der Chase Manhattan wieder, wo sie wirkten, als wären sie dort aus den Wänden herausgewachsen.

Als das Buch der Saunders 2001 im Siedler-Verlag unter dem Titel *Wer die Zeche zahlt ...* erschien, wurde es wenig beachtet und abwiegelnd besprochen. Ganz klar, wenn einer der darin beschriebenen Gauner inzwischen den Verdienstorden des Landes Berlin angeheftet bekam. Das vergriffene Buch ist verzweifelt schwer antiquarisch aufzutreiben und im Fernleihverbund der deutschen Bibliotheken finden sich bundesweit nur acht Exemplare. Sollte das Buch ein ähnliches Schicksal erleben wie *Sonnenfinsternis* von Arthur Koestler, dieses antitotalitäre Sowjetlehrstück, dessen Exemplare die KP Frankreichs aufkaufte und damit den Autor reich machte? Koestler war unter dem Schirm des »Kongresses für kulturelle Freiheit« einer der Propagandisten des Feldzugs für Freiheit und nicht der einzige Renegat, der zuvor seine Schulung in Willi Münzenbergs sozialistischem Medienimperium durchlaufen hatte.

Zu Recht wurde dem Buch der Saunders hierzulande die effektiv grobe Vereinfachung in der Argumentation vorgeworfen. Sie berichtet ge-

Dmitri Schostakowitsch,
Ezra Pound,
Sergej Paradschanow



treu, versteht aber oft nicht, wovon sie kündigt. Denn der präzise geschilderte Prozeß war nicht die Verschwörung des Bösen. Sondern die Finanzierung der Dummen. Bevorzugung der Ängstlichen und Opportunisten ermöglichte im Selbstlauf ein erwünschtes Ergebnis. Als gelenkige Meerkatzen lassen sie sich an die große Kinoorgel von Hollywood schmiegen, machen Fratzen und Hopsasa zu deren Getön. In dieser Frage muß fortan differenziert und sachlich geforscht werden. Kulturpessimistische Affekte führen in die Irre. Es besteht schon seit Ende der sechziger Jahre kein Mangel an verifizierbaren Fakten, wohl aber an kühlen und kenntnisreichen Köpfen. Man darf nicht zum Anwalt der Banausen werden. Denn die Kunst von heute enthält die ästhetische Konvention von morgen. Sie ist immer zunächst eher verstörend als gefällig. Andernfalls wäre sie nur Ausdruck des Zeitgeistes. Aber die Werke eines Dmitri Schostakowitsch, der so unfrei wie kaum ein Künstler leben mußte, haben sich im Konzertsaal neben Beethoven und Bruckner bewährt – was sich von John Cage, Arnold Schönberg in keinem Fall behaupten läßt. Heutige Musikstudenten lernen lieber, eher und besser ihr Instrument kennen und handhaben anhand einer Sonate von Schostakowitsch als von Hindemith.

Vom Werk des Ai Weiwei (*Nomen est omen*) blieb ohne den Schurken-Kontrast nichts sichtbar. Zieht man vom russischen Muschi-Aufstand den Aufstand ab, bleiben rund fünfzig Prozent von dem übrig, was die Kulturjournalisten ebenso fesselt wie guter französischer Rotwein und Jazz. Gern wird das auch Off-Szene genannt. Wer ein Volk vergiften will, muß die antitoxische Wirkung der Kunst zuvor ausschalten.

Außer dem Fall Ezra Pound gab es einige weitere Beispiele von Künstlerverfolgung, die große Kunst letztlich nicht zu verhindern vermochten: Während sein Kollege Jan Zahradníček nach zehn Jahren im kommunistischen Kerker an einem Erstickenungsanfall starb, rettete die Freundschaft des Kommunisten Vítězslav Nezval den tschechischen Dichter Ja-

kub Deml vor der physischen Vernichtung. Ein Filmkünstler wie der Armenier Sergej Paradschanow wurde für vier Jahre in die Gesellschaft von Mördern im sowjetischen Konzentrationslager gestoßen, weil er es wagte, wirklich Kunst herzustellen. Für seinen Spielfilm *Schatten vergessener Ahnen* über das westukrainische Volk der Huzulen wurde er international mit Preisen überschüttet. Sein zweiter großer Film über den armenischen Dichter *Sayat Nova* wurde von der Zensur zermetzelt und ist heute nur in einer kassierten Form überliefert, die noch eindrucksvoll genug ist. Gäbe es diesen Film so, wie sein Schöpfer ihn fertigstellte – er würde wie eine Strahlenkanone puren versinnlichten Geistes die zeitgenössische Filmproduktion zugrunde richten. Vor der Lagerhaft konnten ihn weder der Kniefall des Louis Aragon vor Breschnew noch Bittschreiben der drei berühmten »-ni« (Antonio-, Felli- und Roselli-) unter den italienischen Regisseuren bewahren. Mit einem Kugelschreiber ermalte er sich sein Leben während der Lagerzeit. Nach Jahren der Haft und des Arbeitsverbots vollendete er noch zwei Spielfilme, die abermals zwei Völkern ihr Eigenes bestätigten: *Die Errichtung der Festung Suram* wurde dann zum zentralen Meisterwerk des georgischen Kinos. Die Romanze des Spielmanns *Aschik Kerib* nach einer Erzählung von Lermontow wurde das ästhetische Leitbild der Regisseure des Iran. Für die Verkörperung des muslimischen Sängershelden wählte Paradschanow einen Hooligan aus den Gassen von Tiflis. Zur Welturaufführung in München verkündete er, nach diesem Film sterben zu wollen. So geschah es auch. Während die meisten Filme seiner Epoche heute filmästhetisch dechiffriert werden müssen, bleiben seine Werke bestürzend frisch wie zu ihrer Entstehungszeit.

Deml, Pound, Schostakowitsch, Paradschanow – da haben wir den Maßstab für ästhetisch-ethische Geradlinigkeit im Zeitalter der Langstreckenwaffen und des Massentourismus. Durch die fragwürdige Übersetzungsmonopolistin Eva Hesse wurde Pounds machtvolle Stimme zur Pop-art umgepolt. Als Allan Ginsburg ihm die Absolution brachte, waren für den Dichter die Figuren um ihn schon längst transparent geworden. Im Nachwort der kürzlich erschienenen ersten deutschen Gesamtausgabe von Ezra Pounds *Cantos* spricht der Herausgeber in einer Fußnote der »Casa Pound« jede Berufungsmöglichkeit auf ihren geistigen Patron ab. Die »Casa« sei »eine rechte Kunst- und Aktionsgemeinschaft, die 2002 gegründet wurde. Daß sie sich auf Pound beruft, ist insofern schon widersinnig, als ihr nationalistisches und fremdenfeindliches Programm dem kosmopolitischen Geist des Poundschen Werks widerspricht.« Wer sich selbst über »Casa Pound« informiert, der erkennt rasch, daß Heinz Ickstadt sich hier eliminatorisch äußert, obwohl es dafür keinen Grund gibt, weder in den Äußerungen noch im Projekt des »Casa«-Initiators Gianluca Ianonne. Auch wird durch solche Einschätzungen der Faschist Pound, der politisch unzurechnungsfähige, infizierte Mensch, von seinem humanen Werk gesondert. Vergessen wir jedoch nicht: Ezra Pound war der Erfinder, die geistige Hebamme von Ernest Hemingway, T.S. Eliot und James Joyce. Für sein Festival alter Musik – bevor es den Begriff eigentlich gab – ließ er in der Dresdner Landesbibliothek eine Partitur Antonio Vivaldis kopieren, die 1945 unwiederbringlich verloren ging. Das Schicksal Dresdens klingt auf im Pisaner »Canto LXXV« für den gebürtigen Dresdner Bratschisten Gerhart Münch: »Out of Phlegethon! Out of phlegethon, Gerhart art thou come forth out of Plegethon?« Den höllischen Flammenstrom von Dresden (der mythische »Phlegethon« des Hades) gestattet man sich in den Anmerkungen auf Februar 1944 zurückzudatieren – ein gravierender Fehler, denn im Februar 1945, dem tatsächlichen Datum, gab es weniger denn je noch einen Grund für die Zerstörung einer Innenstadt.

Das Eigene ist nicht das Ziel, aber der Ausgang. Nur aus der Wurzel, der Erde wächst es sich zum Licht. Schleimpilze haben keinen Ort, sind Zellkernanhäufungen, nicht Pflanze, nicht Tier, die plasmatisch zucken. Dresden wurde ausgelöscht, und seine Schönheit lohte wieder auf. Die europäischen Juden wurden ausgemerzt und erleben einen neuen März. Die Bombe von Hiroshima sollte den Inselrittern ihren Tenno aus dem Kopf fegen, und der Geheime wurde hör- und sichtbar und blieb bis 1989 vergöttlichter Kaiser. Was heute an hinterlassungsfähigen Werken stumm-bereiteter bildender Kunst geschaffen wird, an Musik und Literatur, ist so öffentlich, wie es die Romane des (Büchnerpreisträgers) Reinhard Jirgl 1987 waren: zwei Jahre vor einer Wende, die auch heute wieder ansteht.

»Apropo Zukunft. Weil du nach Amerika gehen wirst: Was aus unserer Vergangenheit dort Gegenwart ist, das wird bald unsere Zukunft sein. Allem voran die-Sklaverei. Die wird !niemals verschwinden, sie sieht nur immer=anders aus: oftmals Der Freiheit so täuschend ähnlich.«

Reinhard Jirgl: *Abtrünnig*, 2005

Literaturhinweise:

Carl Sternheim: *Berlin oder Juste Milieu*, München 1920;

Ezra Pound: *Die Cantos*, in der Übersetzung von Eva Hesse. Zweisprachige Ausgabe, Zürich 2012;

Frances Stonor Saunders: *Wer die Zeche zahlt ... Der CIA und die Kultur im Kalten Krieg*, Berlin 2001;

Alexander Woll: *Jakub Deml (1878–1961). Leben und Werk*, Wien/Berlin/Weimar 2006.

Anschlußfähigkeit, Mimikry, Provokation – Wie könnten wir denken?

von Harald Seubert

Erik Lehnert hat in der 50. *Sezession* die Frage des Denkstils, ausgehend von den Forschungen Ludwik Flecks, pointiert und intelligent wieder ins Bewußtsein gerückt. Jede Erkenntnis, so zeigt seine Rekonstruktion, ist auch an die Voraussetzungen und Vorgaben eines Denkstils gebunden. Dies steht nicht nur in der Nähe zu dem von Thomas S. Kuhn benannten Paradigmenwechsel und der »Struktur wissenschaftlicher Revolutionen«, sondern insbesondere auch zu Michel Foucaults Archäologie der Diskursformationen. Solche Diskurse und ihre immanenten Machtdispositive reichen weiter als subjektive Stile: Indem Foucault dies lehrt, nimmt er auch Abschied von bestimmten Emanzipationsträumen. Diskurse binden in unterschiedlichen Disziplinen in einer Zeit Forschung, Darstellung und Reflexion. Damit ist es durchaus gerechtfertigt, auch mit Fleck von dem kollektiven Moment auszugehen, der Stimmung, die so undurchdringlich ist wie bestimmend.

Das herrschende geisteswissenschaftliche Paradigma hat sich längst von dem Anspruch einer eigenständigen Wahrheitssuche verabschiedet und geht auf den ausgetretenen Wegen der Top-Down-Strategien von Gender und Weltemanzipation unbeirrt weiter. Der Mainstream hat längst vergessen, daß er nur eine von vielen Perspektiven ist. Modelle, die sich forschungsstrategisch bis auf weiteres durchgesetzt haben, nehmen, je länger je weniger, Selbstkritik und Selbstüberprüfung auf sich. So entsteht die Verhinderung des vielberufenen Diskurses. Wenn »Sezession« bedeutet, beiseite zu treten, Modelle aufzubrechen und illusionslos auf die Wirklichkeitswahrnehmung zu achten, so hat sie neben anderem die dringende Aufgabe, die leitende Tendenzwissenschaft in die Arena zu fordern.

Unabhängig von Fleck oder Foucault hat Heinrich Rombach in seinen tiefenstrukturellen Analysen auf Epochenparadigmen hingewiesen. Er sieht die europäische Geistes- und Denkgeschichte unter anderem von der Abfolgetrias Substanz-System-Struktur geprägt. Rombach hat darauf hingewiesen, daß das Strukturdenken von manchen Denkern der frühen Neuzeit antizipiert wurde, aber aufgrund seiner vorausspringenden Unzeitgemäßheit nicht verstanden werden konnte. Beispielhaft wären als solche Strukturdenker *avant la lettre* Cusanus oder Leibniz zu nennen. Wann ein neues Paradigma (platonisch: das Urbild, das nebenher gezeigt wird) greift, bleibt allerdings offen.

Stile, auch dies ist vorab zu bekräftigen, bilden eine Ganzheit, bei aller Pluralität im einzelnen eine morphologische Geschlossenheit und Geformtheit. Zur Crux wird offensichtlich, inwieweit Denkstile einzelner innerhalb der machtvollen kollektiven Dispositive der gängigen Paradigmen sichtbar werden können, und damit ist auch fraglich, wie ihre Anschlußfähigkeit verfaßt ist. Heidegger hat am Beginn seines Denkwegs – wohl wissend, daß er etwas täte, das mit der damals beherrschenden Philosophie der Neukantianer und Phänomenologen nichts mehr gemein hätte

»Wenn irgendwie, dann wird es nur auf dem Weg der Übernahme geschichtlicher Arbeit sein, daß das Denken in die Notwendigkeit gelangt, die ihm alles ist. Eine Notwendigkeit, die nicht in spekulativen Formalitäten besteht, sondern die allein aus der nahezu vernichtenden Arbeit genauester Anmessung an die Gegebenheiten und Vorgegebenheiten hervorgeht.«

Heinrich Rombach:
*Substanz, System,
Struktur*, 1981

– davon gesprochen, man müsse langhin die Sprache der Philosophie der eigenen Zeit sprechen. Diese Mimikry hat er aber implizit schon mit seinen frühen Vorlesungen in Freiburg aufgegeben, und damit einen genuinen, schockierenden Neuaufbruch der Philosophie ausgelöst. Der traf auf einen nicht-arrivierten Denkstil außerhalb der akademischen Welt: vor allem auf die Jugendbewegung und jene Geister in allen politischen Lagern und Konfessionen, die nach dem Ersten Weltkrieg den Ernstfall offenhielten. In der Zwischenkriegszeit, von Dostojewski und Nietzsche inspiriert, brachte er den Expressionismus, das Wissen um das Ende angestammter Aufklärung auch in die Philosophie und Theologie. Karl Barths *Römerbrief* und Franz Rosenzweigs *Stern der Erlösung* sind faszinierende Ausprägungen.

Die Mimikry empfiehlt sich als Taktik der Anschlußfähigkeit immer. Sie hat zu tun mit der Kunst verdeckten Schreibens, die Leo Strauss als Zentrum politischer Philosophie freigelegt hat. Neben der gängigen exoterischen, öffnet sich dann eine esoterische Lesart; denen, die verstehen können, zeigen sich offenbarende Einblicke in ein Gegen-Denken, die Tumben und Allzu-Zeitgemäßen bleiben an der Oberfläche. Man folgt letztlich Graciáns »Rede wie alle, denke wie die wenigen«. Hier weiteres zu sagen, hieße Betriebsgeheimnisse verraten. Nur soviel: Man muß nicht versuchen, mit aller Macht einen Gegendiskurs und Gegenklassiker zu etablieren. Es kann intelligenter sein, neuen Wein in die alten Schläuche der angesagten Autoritäten zu gießen. Oder Fragestellungen aufzunehmen, die *en vogue* sind, und ihnen eine verändernde Wendung zu geben. Dies kann mit der Leo Straussschen Kategorie der Kunst verdeckten Schreibens thematisiert werden und erweist dann seine hohe Aktualität. Leo Strauss konnte, mit unterschiedlicher Plausibilität, zeigen, daß die großen Texte politischer Philosophie von Platon bis Rousseau und Nietzsche sich dieses Verfahrens bedienen. Und, um ein ganz anderes Beispiel zu evozieren: in der frühen Nachkriegszeit gelangten zentrale Motive und Einsichten von Carl Schmitt als Schmuggelware durch den Blick der innovativen Forschungen von Reinhart Koselleck über »Kritik und Krise«, die Nebenspur der Aufklärung, oder Hanno Kesting in den zentralen geisteswissenschaftlichen Diskurs. Voraussetzung für die gelingende Mimikry mag sein, daß der neue Denkstil indirekt, und ohne vordergründig politische Implikation, eingeführt wird. Voraussetzung ist aber noch viel mehr, daß das leitende Diskursparadigma weiche Ränder hat und nicht lückenlos etabliert ist. Solche Undurchdringlichkeit ist heute wohl erstmals flächendeckend ins Werk gesetzt: durch die Cluster-Forschung der »Exzellenz«-Universitäten und Akademien, die jedwede Gewaltenteilung vermissen läßt, quasi industriell organisiert ist und durch Meinungskontrolle einen »Common sense« hervorruft. Hier droht die Gefahr, daß ein vordergründiger Pluralismus, der faktisch doch nur immer dasselbe bietet, in ausgetretenen Pfaden selbst zur Großideologie wird, die durchgreifender wirksam ist als jede unterscheidende Großideologie es sein könnte – bringt sie doch allein schon durch die Hamsterradbetriebsamkeit des »Wissenschaftsgestells« Grundfragen quasi magisch zum Verschwinden und in Delegitimation. Es fehlt immer offensichtlicher an Denkmilieus, in denen im Mainstream unliebsame Denker doch einen Wirkungsort finden, der auch in die akademische Öffentlichkeit hineinstrahlen kann. Dies kann zum Abbruch ganzer Traditionslinien führen: etwa einer Philosophie, die die volle Instrumentierung der klassischen Überlieferung mit systematischen Fragen verbindet oder einer realistischen Soziologie in der Folge der Leipziger Schule (Hans Freyer, Helmut Schelsky, Arnold Gehlen und andere).

Demgegenüber kann es Anschlußfähigkeit zwischen den Nicht-Arrivierten qua Provokation geben: Man muß nicht nur an den Links-Schmittianismus der sechziger Jahre denken; auch heute legt sich ein Zusammenschluß derer nahe, die dem amorph-einschläfernden, Realität verkennenden Mainstream widersprechen – und nicht nur ihm, auch dem gigantomanen, Moral zehrenden Globalökonomismus widersprechen, von »rechts« oder von »links«. In Frankreich und Italien findet man für solche Debatten leichter glaubhafte Gesprächspartner als hierzulande. In den Ritualen der selbsternannten Sittenwächter- und Gouvernanten-Linken in Deutschland ist dies kaum zu erwarten, und doch: Einstige DDR-Disidenten lesen sich, abgeschreckt durch die Phraseologien des Warenhauses des »More of the same«, wieder in die marxistische Theoriebildung

»Unter Mimikry ist eine ›Anpassung‹ zu verstehen, also eine Befolgung der elementaren politischen Klugheitsregel, daß nicht immer allen alles gesagt werden kann. So gehört es sich eben nicht, die Tischdame mit Ausführungen zu ideologischen Grundsatzfragen zu quälen, es wäre dumm, jemanden, der mit dem Begriff ›konservativ‹ gar nichts anfangen kann, aber interessiert ist, subito die ganze Geschichte von Bewegung und Idee darzulegen, einem Nichtakademiker mit philosophischen Aspekten zu kommen und einem politischen Profi mit irgendwelchen Harmlosigkeiten. Das alles fällt noch unter die Weisung des Herren ›Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.‹«

Karlheinz Weißmann in einem Interview mit dem Internet-Portal *endstation rechts*, November 2010

ein. Investment-Ökonomen, die im Kern Spenglerianer sind, tummeln sich in Foren mit Sarah Wagenknecht. Der eigene Denkstil kann so durch die »Leuchtkraft starker Gegenbegriffe«, jenseits von Moderierung und Mediatisierung, an unerschwelliger Schärfe und damit an Wirkung gewinnen.

Ob Flecks Stimmungsbegriff hinreichend ist, die leitenden Diskurse und Paradigmen in ihrer ausschließenden Wirkung wiederzugeben, ist fraglich. Daß Genderismus, Konstruktivismus, aber auch die herrschende, hochmütige analytische Philosophie die besseren Köpfe nur noch langweilen, ist evident. Daß die Verächtlichmachung von Tradition, der besserwissende Zynismus, der mehr oder minder offensichtlich den heute arrivierten Denkstil kennzeichnet, der Toleranz für anderes abhold ist, muß man ebenso im medialen wie im wissenschaftlichen Betrieb erlernen. Manfred Riedel etwa hat das immer betont. Ich ziehe daraus die Konsequenz, daß es in den gestylten Diskursen selbst schon ein Spezifikum ist, einen in sich durchgeformten Denkstil zu kultivieren: waldgängerisch, anarchisch vielleicht, aber nicht hinterweltlerisch. Gewiß: Man braucht dazu Verbündete, wenn all dies nicht unter den kleinen Coenakeln und ihrem unvermeidlichen Insidermief verdampfen soll. Daß es an solcher verlässlichen Verbündung fehlt, ist allerdings selbst ein geistiges Problem, dessen Revision Kraft und Zeit kosten wird. Ein Denkstil, der darauf hinzahlt, kann in der Allverfügbarkeit von Information Authentizität gewinnen und damit »Aura«.

Wo die Mimikry zum Selbstverlust führt, die Provokation eher zur Innenschärfung, dort hat der Denkstil nur die Chance, durch seine diagnostische und prognostische Kraft, durch sein Sehen-Lassen zu faszinieren und in seinen Bann zu ziehen. Gut, wenn einige Kameras dabei sind. Unzeitgemäßes Denken kann, wo es authentisch in seinem Stil begründet ist, faszinieren, und das »More of the same« ist vor solchem *sex appeal*, der drohende Paradigmenwechsel ankündigen mag, zunächst sprachlos.

Nicht in die Diskurswelt der Angepaßten und Müden, der Korrekten und Faden passen die jähen Ausgriffe ins Abgründig-Numinose der Gottesfrage, wie sie seit einigen Jahren so empfehlenswerte Denker wie Alain Badiou (*Die Philosophie und das Ereignis*, 2012) oder Jean-Luc Marion (etwa *Das Erotische. Ein Phänomen*, 2011) unternehmen. Hier zeigt sich allerdings ein bemerkenswerter Nebeneffekt: Das leitende Paradigma muß sich gar nicht verändern, um sie sich einzuverleiben. Die Einverleibung und damit der Übergang in die gleichen Rituale der Clusterisierung und des gedankenlosen Konzipierens und Projektmachens ist eine nicht zu unterschätzende Dimension der Entschärfung. »Gedankenlos« und »gestellhaft« hätte Heidegger auch dies genannt. Demgegenüber ist es auch schon Manifestation eines Denkstils, wenn man den Kongreßwahn nicht mitmacht, sondern alleine dicke Bretter bohrt. Voraussetzung dafür, überhaupt mehrheitsfähig rezipiert zu werden, ist (wiederum in einer Art Metamimikry) die monothematische Festlegung des Autors. Wenn er sie durchbricht, gar in unmittelbare (meta-)politische Engagiertheit hinein, wird er leicht den Boden der »repressiven Toleranz« (H. Marcuse) verlieren. Daß ein Denkstil, der nicht den linearen Fortschritt, dieses – nach Walter Benjamin – Auslöschung eines Sturms, der uns vom Paradies her umweht, also ein dezidiert konservativer, wirksam wird, ist indessen eher unwahrscheinlich.

Daher wird diesem konservativen Denken eine Fähigkeit zum Widerständigen zukommen müssen. Dies zog immer die Geister an, um die es geht. Wenn sie verstanden haben, sich kumulieren, in verschiedenen Institutionen und Organen wirksam werden, kann Provokation und Mimikry wieder sinnvoll werden. Ein eigener Denkstil muß allerdings darauf beharren, daß er nicht dem Agenda-Setting der Leitmedien hinterherläuft. Diese Kurzatmigkeit, verbunden mit kurzfristigen Geschichtsauffassungen, so als machte eine Schwalbe von Veränderung den Sommer, ist selbst in hohem Maße defensiv – Kehrseite einer Larmoyanz, die auf den Gegner starrt wie das Kaninchen auf die Schlange.

Doch welchen Denkstil meine ich? Hier muß ich persönlich und zugleich objektiv werden. Ihn als »rechts« zu charakterisieren oder als »konservativ« scheint mir zu kurz zu greifen. Ich verstehe ihn als dezidiert philosophisch, in dem Sinn, daß er sich mit keinem Modell und keiner Antwort, schon gar nicht mit den vorgestanzten Schablonen zu den Großtopoi

»Um so mehr bestärkt mich die Hoffnung, daß eine neue Wissenschaftler- und Publizistengeneration die Nachkriegsvorurteile ihrer Väter, und das heißt zugleich: der 68er Generation revidieren und ein hohes Geistergespräch erinnern werde.«

Manfred Riedel: *Im Zwiegespräch mit Nietzsche und Goethe*, 2009

»Es gibt kein Denken ohne Regeln. Aber sobald wir zu sagen versuchen, welches diese Regeln sind, beginnt schon die Kontroverse. Die Beseitigung dieser Anarchie wäre gleichbedeutend mit der Abdankung des Menschen zugunsten seiner Produkte. Das ist vielleicht möglich, aber wir sollten es uns nicht wünschen.«

Robert Spaemann: »Die kontroverse Natur der Philosophie«, 2012

unserer Weltlage, zufrieden gibt. Philosophie habe eine kontroverse Natur, hat Robert Spaemann einmal erklärt, sie habe nicht, wie andere Wissenschaften, gelegentlich Grundlagenkrisen, sie sei eine einzige Grundlagenkrise. Und er sah jene Fragebewegung als Garantie für den freien Disput freier Menschen an: für ein *logon didonai* (sich Rechenschaft geben), das man auch Gewissen nennen könnte. Was in eremitischem Rückzug gedacht wird, hat all-menschliche Bedeutung. Hegel sprach vom »sich vollbringenden Sekptizismus«, der die ersten und letzten Gründe auslotet und zugleich weiß, daß dieses Handeln von den Institutionen abhängt, die dem objektiven Geist, also Ethik und Recht, in einer konkreten geschichtlichen Epoche Manifestation und Verkörperung böten. Hegel hat deshalb festgehalten, daß man nicht über den Schatten der eigenen Zeit springen könne: »Hic Rhodus, hic saltus!«

Und weiter, *in concreto*: Ich meine einen Denkstil der *complexio oppositorum*, der die zarte und zärtliche Nähe eines »Pathos der Distanz« (Nietzsche) kennt, der Phänomene von Natur und Kunst auch a- und metapolitisch wahrnimmt; zugleich kennt er den großen Zug in die Transzendenz und Schönheit – inspirierbar von der Diaphanie des Schönen auf das Wahre und Heilige zwischen Platon und Hölderlin. Ein solcher Denkstil ist aber auch imstande, einen kalten unsentimentalen Blick auf die Situationen freizulegen. Ein solches Denken folgt dem Weg höchstmöglicher Sinnklarheit, um sich am Ende vor das Begreifen eines Unbegreiflichen gestellt zu sehen. Es denkt mithin Politik metapolitisch. Ein Letztes ist sie ihm nicht. Der Kanon des Denkstils, den ich hier intendiere, ist nicht eindeutig festgelegt zwischen den Bürgerkriegsfronten; dies verbindet ihn mit der Jüngerschen Gestalt des »Anarchen«, aber auch mit der Nietzscheschen Auslotung des Äußersten: So lernte er aus den vulkanischen Eruptionen des Ernst Bloch, den messianischen Verdunkelungen des Walter Benjamin, genauso wie seine frühen Jahre von Jünger und Benn geradezu durchzittert sind. Bundeswehr und Helmut Kohl waren für die Ausprägung seines Denkstils allenfalls tertiär.

Doch bei dessen akademischer Prägung entwickelte sich ein Widerwille gegen die billigen Phrasen und Phraseologien. Dieser wohlbegründete Affekt stellt sich auch im Blick auf konservative Standardrhetorik ein. Hier können Theoretiker wie Gehlen hilfreich sein. Ein Weltdenker aus dem Weltbürgerkrieg der Ideologien wird mir indes in diesem Zusammenhang immer wesentlicher: Jean-Paul Sartre. Sein existentielles Wagnis, das sich auch im Irrtum nicht revidieren mußte, kann für die Lebenshaltung eine bestimmte unhintergehbare Bedeutung gewinnen. Es gibt auch Erbschaften, die für ihre eigenen Gefolgsleute viel zu kostbar sind.

In eine Lebensform gebracht, ist er kontemplativ abwägend, rückziehend, saturnisch, in seiner Intellektualität auch scharfzüngig, zupackend, vielleicht sogar polemisch und aggressiv. Im Sinn der äußeren Manifestationen: verläßt er die einstürzenden Elfenbeintürme, ohne sich je von ihnen zu verabschieden. Er wird beizeiten das Engagement in bestimmten Institutionen annehmen, sich aber nie so an sie binden, daß er seine Unabhängigkeit aufgibt. Er wird, auch wenn die Repräsentation im Niemandsland sich abspielt, die Position des Repräsentanten über die des Märtyrers stellen. Nicht die Toskana-Fraktionen, die Suche des wildgewordenen Kleinbürgers nach Lebensstil, kopieren – wohl aber wird er seinen Denkstil so zu leben suchen, als wäre das alteuropäisch Selbstverständliche noch selbstverständlich. Er liebt die Gainsboroughs und sucht nach der verlorenen Zeit, weil er weiß, daß es sehr ernst ist: nicht nur mit Geburtenraten und Rentenanteilen, und nicht in vordergründig abrufbaren Apokalypsen, sondern auch mit der Tradierung des Thesaurus von dreitausend Jahren, der uns jählings verlorengehen kann. Er sagt »ich« und sehr gerne, aber auch sehr selten »Du«, und »Wir« oder »Über uns« sagt er mit der Gewißheit des Tiers, das versprechen kann, doch auf Widerruf. – Niemanden will ich auf diese *complexio* festlegen. Sie ist zugleich eine sehr persönliche *confessio*. Denn nur eine solche, wenn sie durch die Säurebäder der Objektivierung gegangen ist, ist erfolgversprechend.

Die Skizze wäre durch manche Züge zu ergänzen. Wie anschlussfähig sie ist? Hinsichtlich Mimikry und Provokation bin ich skeptisch. Doch man darf das Tunliche nicht unversucht lassen. Die Zielsetzung muß sein, ohne Hochmut diejenigen mitzunehmen, die das *KTEMA EIS AEI*, den Besitz für immer, nicht preisgeben wollen.

Literaturhinweise:

- Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M. 2002;
- Hanno Kesting: *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg*, Neuwied 1959;
- Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1973;
- Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a.M. 2011;
- Erik Lehnert: »Denkstil, Zeitgeist, Weltanschauung«, in: *Sezession* 50 (2012), S. 22–25;
- Manfred Riedel: *Im Zwiegespräch mit Nietzsche und Goethe. Weimarerische Klassik und klassische Moderne*, Tübingen 2009;
- Heinrich Rombach: *Substanz, System, Struktur*, 2 Bde. Freiburg i.Br./München 1981;
- Robert Spaemann: »Die kontroverse Natur der Philosophie«, in: ders.: *Schritte über uns hinaus. Gesammelte Reden und Aufsätze*, Bd. I., Stuttgart 2010;
- Leo Strauss: *Persecution and the Art of Writing*, Chicago 1988;
- ders.: *What is Political Philosophy?* Chicago 1959.

Neo Rauchs konservatives Minimum

von Benjamin Jahn Zschocke

Konservatismus bedeutet für den deutschen Maler Neo Rauch »die Art von Selbstverortung in der Welt, die nicht auskommt ohne den Rückgriff auf das Ewiggültige.« Im Filminterview mit Rudij Bergmann spürt man, ihm geht es hier um etwas Wesentliches. Den politischen Tretminen weicht er mit einem Nachsatz aus: »Das schließt den wohlabgewogenen Zustrom, die Aufnahme von Neuem überhaupt nicht aus. Aber es geht nicht ohne den Rückgriff auf den gesicherten Bestand. Denn den zu attackieren ist künstlerischer und letzten Endes auch politischer Selbstmord.«

Wer eine Annäherung an Rauch anstrebt oder gar nach Antwort sucht, ob der stille Leipziger einer von uns sei, der kann nicht vorgehen nach dem Prinzip des mathematischen Beweises: zu groß die Zahl der Unbekannten in der Gleichung, zu dürftig das Wissen um einen Mann, der in seinen Gemälden und Graphiken »eindeutige Symbole« zeigt. Doch jedes davon kann, mit anderem Bezugspunkt versehen, auch das Gegenteil bedeuten – das zu erläutern war kein Künstler je verpflichtet. Zu deutlich außerdem seine Absage an den Kitsch programmatischer Kunst: »Da spielt

Neo Rauch – Ein Deutscher Maler. Leipzig: Zweitausendeins Edition 2007. 43 Minuten Laufzeit



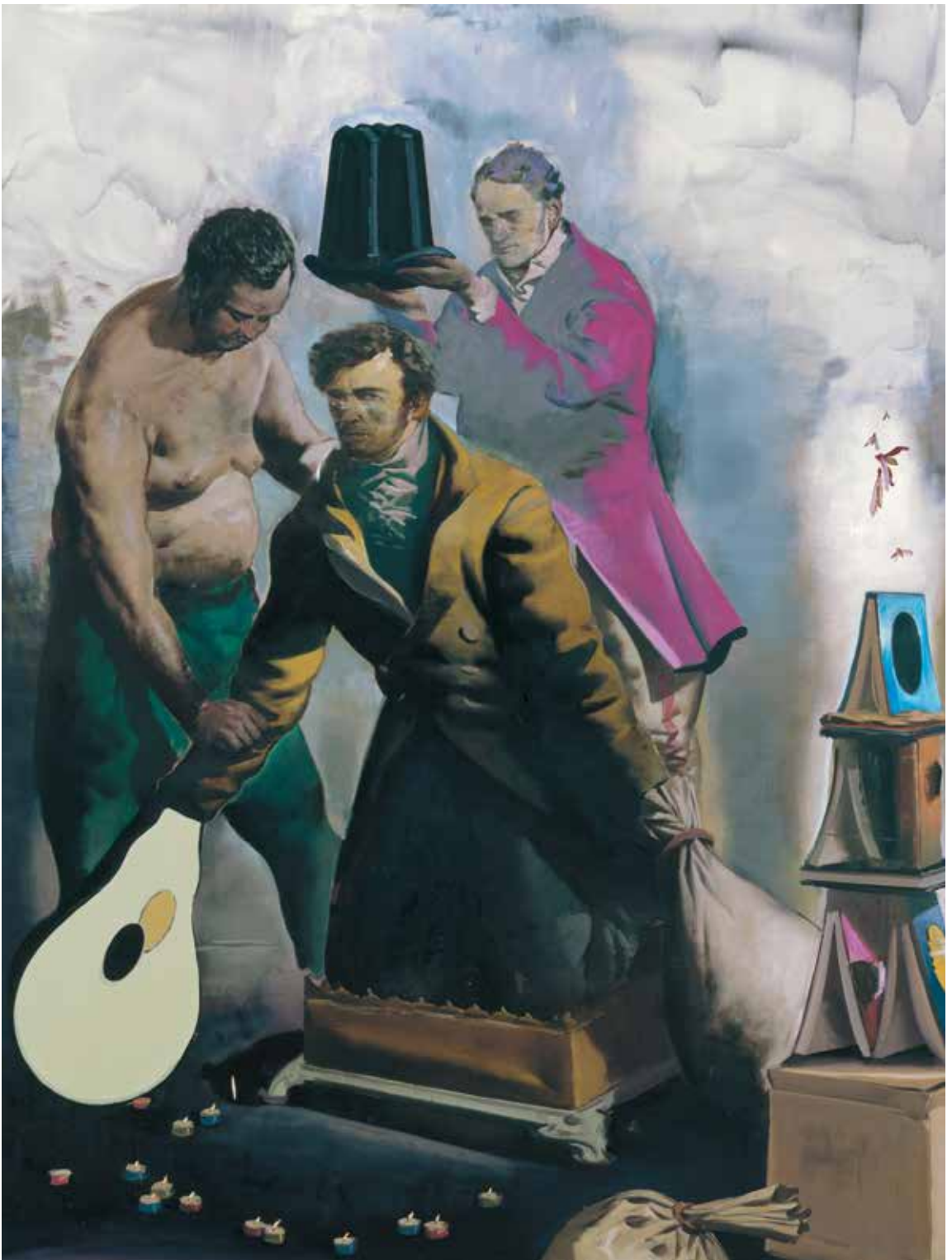
Neo Rauch: Das Grafische Werk 1993–2012, Ostfildern 2012.

Hans Werner Holzwarth: *Neo Rauch.* Mit Texten von Wolfgang Büscher, Harald Kunde und Gary Tinterow, Köln 2012.

Neo Rauch: *Abwägung/* Rosa Loy: *Gravitation,* Berlin/München 2012.

ja dieser Wunsch hinein, daß die Kunst in die Verantwortung treten möge, daß sie einen Lebensentwurf transportieren möge, Lebenshilfe, politische Ausrichtung in den Wirren der Zeit mitliefern möge, und all das ist grundfalsch nach meiner festen Überzeugung.«

Zweckmäßig ist es daher, Ausschau zu halten nach einem kleinsten – konservativen – Nenner. Wer diesem nachspüren will, der lege sich Spaten und Lupe zurecht, denn ein tonnenschwerer, von außen montierter Nimbus lastet auf dem Mythos Rauch. Zeitgeister und Feuilleton verteidigen energisch ihre eindimensionale Deutungshoheit über einen Künstler, der besser nicht konservativ verstanden werden soll. Der suchende Betrachter schaffe daher den vereinnahmenden und die Sicht versperrenden Deutungsballast vermitteltst des Spatens beiseite – die Lupe gebrauche er zum Schauen der Details, die darauf zum Vorschein kommen.



Wir lernen: Rauch versteht seine Kunst nicht als »Widerspiegelung des Außenraumes in plakativster Form«, sondern als eine »Hervorwölbung aus der Vielzahl des Möglichen, die einen Wärmepunkt an mich heranführt.« Wer das verstehen will, der vernachlässige vorerst das Naheliegende: die weltbekannten Tafelbilder, diese »malerische Materialschlacht«, wie der Künstler seine Arbeiten nennt, und widme sich besagtem »Wärmepunkt« (ein Wort, über das man länger nachdenken muß).

Neo Rauch betonte mehrfach in Gesprächen mit Wolfgang Büscher: »Ich bin ein Naturkonservativer«. Der Wärmepunkt kann damit bedeuten: den unmittelbaren Zugriff der Kunst über den Sinnesapparat auf das Gefühl. Diese Kunst wirkt also nicht, wie es Armin Mohler in seinem Aufsatz zur modernen Malerei mit dem bezeichnenden Untertitel »Gegenstandsverlust plus schlechte Unendlichkeit« (1973) treffend zusammenfaßte, über den Subtext, also das erklärende Täfelchen neben dem Kunst-



*Bild vorige Seite:
Krönung I, 2008,
Öl auf Leinwand,
250 x 190 cm*

*Bild diese Seite:
Die Fuge, 2007,
Öl auf Leinwand,
300 x 420 cm*

*© VG Bild-Kunst, 2012,
courtesy Galerie EIGEN +
ART, Leipzig/Berlin, und
David Zwirner, New York*



*Bild nächste Seite:
Türme, 2011,
Öl auf Leinwand,
250 x 200 cm*



werk, das einen Zugang nur über die Kognition erlaubt, nein, Rauchs Arbeiten wirken wie die des 19. Jahrhunderts eben über das Gefühl. Und das schließt das Erschauern dessen mit ein, der – an Nietzsche geschult – Einblick erhält in die ewige Wiederkehr, das beinhaltet das nicht zu verbalisierende Frösteln beim Lesen der wenig unterhaltsamen Einsichten des Waldgängers. Dieser Wärmepunkt, diese gefühlsmäßige, Ahnung erzeugende Injektion beim Betrachter, die des Umweges über das Wort nicht bedarf, ist das konservative Minimum Neo Rauchs.

Der Neugierige begeben sich zur Veranschaulichung zuerst in die wenig beachteten Zwischenräume des Schaffens Neo Rauchs. Schlüssel sind beispielsweise die recht unbekanntenen, farblich ungewohnt homogenen Gemälde »Waldmann« (2003) und »CROSS« (2006), die tiefenscharfe Szenen aus Jüngers *Marmorclippen* zu zeigen scheinen. Noch bedeutsamer ist die Gemeinschaftsproduktion mit Botho Strauß: *Der Mittler* (2006),

zu dessen Erzählband er acht Lithographien besteuerte. Strauß und Rauch verbindet einiges: Beide haben sich mit ihren feingliedrigen Menschenbetrachtungen an die Spitze der zeitgenössischen Kunst hinaufgearbeitet und blieben doch elitäre Einzelkämpfer. Beide sind erdverwachsene, welt-scheue Waldgänger, die von der Generation Golf dafür fortwährend attackiert werden. Rauch kennt seine Feinde genau: »Die Generation Golf hat ihre eigenen Politikommissare elaboriert. Das sind Leute, die mit einer forcierten Germanophobie ausgestattet sind und in allem, was sich als deutsch zu erkennen gibt, gleich eine rechtsradikale Tendenz wittern. ... Ich werde gelegentlich unter Feuer genommen, nur weil ich mich nicht als globalisiertes Mal-Institut zu erkennen gebe, sondern als jemand, der an eine bestimmte Region gebunden ist.« Diese Region ist Mitteldeutschland und für Rauch eben besagter Wärmepunkt, ein »Emotionsteppich«, wie er das nennt, der seinen in der Heimat unerschöpflichen Motivzufluß reguliert: »Ich komme aus Mitteldeutschland, einer Region, die von der ehemaligen DDR in Beschlag genommen wurde. ... Und darauf nicht zu reagieren, also in einer Form von figurativer Malerei, ... wäre einfach unredlich und lächerlich.«

Die Reihe *Der Mittler* verdeutlicht in ihrer thematischen wie inhaltlichen Geschlossenheit die Eckpunkte von Rauchs künstlerischem Programm, das neben allem nietzscheanischen Hintergrundrauschen auf den konservativen Bekenntnissen zur Figur, zum Konkreten, zum Handwerk, zum Boden und dem »altväterlichen Begriff der Inspiration« gründet. Immer wieder treten Figuren des 19. Jahrhunderts auf, die in die Szenarien einbrechen – exemplarisch auf Blatt 2 der Reihe, das mit »Fremder« überschrieben ist. Diese Eindringlinge verweigern sich energisch dem Fortschritt, provozieren damit eine Distanz zur Gegenwart, zwingen die Protagonisten innezuhalten. Diese Voraussetzungen sind es, die den bei aller Quantität der Bildproduktion doch erstaunlich limitierten Motivkatalog bedingen, welchen Rauch seit fast zwei Jahrzehnten unermüdlich in seinen monumentalen Tafelbildern variiert.

Diese »hermetischen Rätselbilder« (Rudij Bergmann) sind Kriegserklärungen an das Kunstverständnis der Generation Golf, die »ihre Auffassung von zeitgenössischer Kunst in einem Raum [hat], um sich daran aufzurichten, eine geknüllte Plastikfolie oder so etwas, all diese unfreiwilligen Offenbarungen der Verzweiflung und letztlich des Zynismus« (Rauch).

In Chemnitz, der Stadt in der Rauch bereits 1993 eine seiner ersten Einzelausstellungen außerhalb der Heimat Leipzig durchführte, werden in den Kunstsammlungen noch bis Februar aktuelle Arbeiten gezeigt.

Das Gemälde »Türme« (2011) erzeugt aus Andeutungen und Rudimenten vor dem inneren Auge des Betrachters die Kulisse Ascherslebens, der Stadt, in der Rauch seine Kindheit verbrachte und die nun seine ebenfalls 2011 gegründete Graphikstiftung beherbergt. Dort hing das Bild auch bis zum Herbst 2012. Der gesicherte Bestand: »Herrenbreite«, »Unterstraße«, »An der Darre«, »Hopfenmarkt«. Drum herum liegen wie eh und je Vorharz, Börde, Tieflandsbucht. Begriffe wie warmer Lehm und Erntege-ruch, ahistorisch ihrem Wesen nach, wahrgenommen über das Gefühl. Im schweren Licht des Herbstes wird seit Jahrhunderten Schneise um Schneise der Sommer gefräst, das Korn, bevor es wieder zurück in den Acker rutscht. Stroh bleibt dann und Stoppeln und Raubvögel darüber, mannshohe Gräser ringsum. Adrian Leverkühns Kaisersaschern muß hier gelegen haben, vor dem Krieg und zwischendrin spielt der sensible Knabe Neo Rauch.

Im Gemälde widmen sich drei Figuren einem pelzigen Tier mit vom Denken zerfurchtem Menschenantlitz. Der Lehrer in roter Kutte, wie so oft dem 19. Jahrhundert entsprungen, führt den sensiblen Knaben an der Hand, zwingt das kauernde Wesen mit dem Zeigestock aus der bereitstehenden Schüssel das Unheil zu trinken, das im Kanister des Helfers lauert. Seiner Art nach vielgestaltig, trägt dieser unten noch Samthose mit hohen Strümpfen und Spangenschühchen, oben erinnert er an einen wohlhabenden BRD-Mittelständler auf Kreuzfahrt. Die Gesichter von Lehrer und Gehilfen sagen »so wird's gemacht«, sind Ausdruck des ewiggleichen, selbstgefälligen und opportunistischen Menschentypus, der Generation für Generation in der Mehrzahl wiederkehrt. Der Knabe durchschaut die Szenerie, im feinen Gesicht zeichnet sich Ekel ab. Er wird sich bald abwenden wie der malende Aristokrat Rauch, dessen Stil, frei nach Schopenhauer, die Physiognomie eines sehr wahrscheinlich konservativen Geistes ist.

Armin Mohler: »Und dann und wann ein Caspar David Friedrich. Gegenstandsverlust plus schlechte Unendlichkeit – der Krebs-schaden moderner Malerei«, in: ders.: *Der Streifzug. Blicke auf Bilder, Bücher und Menschen*, Dresden 2001.

Botho Strauß: *Der Mittler*, Münster 2006. Einmalige Auflage von 180 vom Autor nummerierten und signierten Exemplaren. Die Nummern 1 bis 35 enthalten acht nummerierte und signierte Kreidelithographien von Neo Rauch.

Graphikstiftung Neo Rauch: Wilhelmstraße 21–23, 06449 Aschersleben, Mittwoch bis Sonntag 11 bis 17 Uhr, www.graphikstiftungneor Rauch.de

Generation Österreich

von Martin Lichtmesz

Eines Nachmittags im Jahre 1953 rief mein Großvater, der Direktor einer Volksschule in der niederösterreichischen Provinz, meine damals achtjährige Mutter zu sich, um ihr voll freudiger Erregung eine Neuerwerbung zu zeigen: ein großformatiges Buch in rotem Leinen mit Goldprägung, 300 Seiten stark, auf hochwertigem Papier gedruckt. »In diesem Buch steht drinnen, wie nun alles besser wird für uns!« Man befand sich mitten in der Aufbauphase der Nachkriegszeit, noch fern vom Wohlstand späterer Jahre: Weihnachten zuvor hatte meine Mutter als besondere Kostbarkeit eine Flasche Apfelsaft geschenkt bekommen. Der Prachtband trug den Titel *Österreich – schöpferisch – schaffend – feiernd*, herausgegeben vom Österreichischen Gewerkschaftsbund. Oft schon seien Österreichs »landschaftliche Schönheit, seine Geschichte und seine Kunstschatze« gerühmt worden, heißt es darin, dieses Buch aber »macht uns mit der täglichen Arbeit der Menschen bekannt, die mit der Kraft ihres Geistes und dem Fleiß ihrer Hände dieses Land aus den Trümmern eines unerhörten Zusammenbruchs zu neuem Leben führten. Mit einem weiten Blick, der ganz Österreich vom Schilfschneider des Neusiedler Sees bis zur Stickerei im Bregenzer Wald und von den Bandlwebern des Waldviertels bis zum Kärntner Bleibergwerk umfaßt, rundet sich dieses Buch zu einer großen Symphonie des Schaffens.«

Jedem Metier ist eine Doppelseite mit großem Schwarzweißphoto gewidmet, als Appell an das ganze Volk, quer durch alle Schichten und Klassen. Das Panorama umfaßt: Männer im schwarzen Talar und in weißen Kitteln, vor Reagenzgläsern, Weltraumteleskopen und Operationstischen; demgegenüber Bergbauern mit Sense und Pflug, Sämannen mit Saatbeutel, händisch melkende Bäuerinnen; Bildhauer im Atelier, Arbeiter an Hochöfen, Kumpel im Kohlebergwerk, Postboten, Torfstecher, Restauratoren auf dem Turm des Stephansdoms. Schneider mit Zwirn und Faden, Bäcker mit muskulösen Armen, die das täglich Brot in den Ofen schieben. Jäger mit Gamsbart am Hut, Schauspieler auf der Bühne, Geistliche vor dem Altar. Kellner, Krankenschwestern und Korbflechter. Fleißige Hausfrauen, die dem von der Arbeit müden Mann das Abendbrot servieren. Text: Ehret die Frauen! Dazu die Tätigkeiten der Freizeit, überwiegend körperlich und im Freien: Baden, Wandern, Volkstanzen, Schifahren, Bergsteigen. Noch fehlt der erst 1955 hinzukommende Soldat, der gelobt, »mit allen meinen Kräften der Republik Österreich und dem österreichischen Volke zu dienen.« Politisch wird betont, daß die österreichische Nation fest eingebettet in eine neue Weltordnung sei, als deren glorreiche Meilensteine der Völkerbund und die Atlantikcharta genannt werden: »Eine Gemeinschaft aller Völker der Erde, ... das ist das große Ziel, dem die fortschrittliche Welt zustrebt.«

Das einzige Farbbild des Buches zeigt den damaligen Bundespräsidenten Theodor Körner, geboren 1873 im ungarischen Újszöny, eine ex-

»Nationalismus – eine von Sammelnamen besoffene Welt. Daß ich zum Beispiel Österreicher bin, ist mir mit einer solchen Fülle widerwärtiger Individuen gemein, daß ich es mir verbitten möchte, lediglich mit Hilfe jenes Begriffes bestimmt zu werden.«

Heimito von Doderer, Tagebucheintrag vom 16. Mai 1945

emplarische Figur der alten, asketisch ausgerichteten Sozialdemokratie. Seine aus dem Böhmischem stammende Familie wurde wie die Trottas des Joseph Roth in der Spätzeit der Monarchie in den Adelsstand erhoben, und wie diese war auch Körner einer der letzten »Spartaner Österreichs«. Der hochdekorierte Offizier des Ersten Weltkriegs blieb sein Leben lang unverheiratet, und verzichtete selbst im Winter auf Mantel und Hut. Körner sitzt mit würdiger Körperhaltung an seinem Schreibtisch in der Hofburg, mit gezücktem Füller, den Betrachter streng und ernst anblickend. Nicht einmal der Anflug eines Lächelns umspielt seine Lippen. Welch ein Kontrast zu den heutigen Politikergesichtern mit ihrem weichen Vertretergrinsen! Pathos dieser Art gehörte in der Nachkriegszeit zwangsläufig zum Habitus des Staatsmannes, klassisch ausgedrückt in der legendären Weihnachtsansprache Leopold Figls im Winter 1945: »Ich kann euch zu Weihnachten nichts geben, kein Stück Brot, keine Kohle zum Heizen, kein Glas zum Einschneiden. Wir haben nichts. Ich kann euch nur bitten: Glaubt an dieses Österreich.« Die dem Photo gegenüberliegende Seite zeigt ein Faksimile von Körners Geleitwort, in Kurrentschrift und im zeitüblichen, etwas schwülstigen Tonfall – die Schrift kann heute niemand mehr lesen, den Ton keiner mehr hören, ohne zu lachen. An einer unscheinbaren Stelle schleicht sich ein Satz ein, der die optimistischen Glorifizierungen des Buches leise in Frage zu stellen scheint. Körner befand, daß die Würdigung der »Feierstunde umso notwendiger« sei, »als doch die Entwicklung der Produktionsbedingungen es mit sich gebracht hat, daß der Arbeitstag bei vielen das Gefühl echter Schaffensfreude nicht mehr aufkommen läßt.«

Noch dreißig Jahre später habe ich in der Schule ein ähnliches Bild von Österreich und der Bedeutung der Arbeitswelt vermittelt bekommen. Dies prägte meinen Begriff davon, was ein »Beruf« ist und wie er sich in ein Ganzes fügt und aus diesem Ganzen heraus seinen Sinn bekommt. (Als ich Mitte der neunziger Jahre zur Matura antrat, fand ich mich in einer Welt von »Jobs« wieder.) Am 26. Oktober 1983, dem österreichischen Nationalfeiertag, schrieb ich in Schönschrift in mein Schulheft: »Wir sind frei. Viele Länder hat die Erde, sind gar groß und schön und reich, doch nur eins ist meine Heimat, und das ist mein Österreich.« Ein Jahr später, derselbe Gedanke, etwas elaborierter: »Sie sagen, mein Land sei klein, woanders wäre mehr Sonnenschein. Das kann schon so sein. Aber das hier ist mein. Und hier ist alles, was ich hab: Vater, Mutter, ein Freund und ein Grab. Zieht ihr nur in die Welt hinaus, ich bin in Österreich zuhaus.« Ähnlich naiv-affirmativ fiel die Vermittlung der katholischen Glaubensartikel im Religionsunterricht aus. Diesen Ur-Erzählungen brachte ich mein ganzes kindliches Vertrauen entgegen. Ich bin ihnen bis heute treu geblieben. Alle meine politischen Parteinahmen speisen sich im Grunde aus dem nicht zu befriedenden Zorn darüber, daß sie schmählich verraten worden sind, und daß dieser Verrat heute zur Raison eines korrupten Staates geworden ist.

Den ersten großen Knacks in meinem naiven Bild erhielt ich um 1988, als der 50. Jahrestag des »Anschlusses« auf allen Kanälen »bewältigt« wurde. Ein Buch über das Konzentrationslager Mauthausen bereitete mir einen tiefsitzenden Schock. Im selben Jahr war Thomas Bernhards Stück *Heldenplatz* in aller Munde. Dieselben Affekte, die den internationalen Angriff auf den angeblich NS-vorbelasteten Bundespräsidenten



»Große Reden führen und dann nichts leisten: das ist echt österreichisch.«

Egon Friedell an Hanns Süssmann, Dezember 1926

»Sechseinhalb Millionen Debile und Tobsüchtige, die ununterbrochen aus vollem Hals nach einem Regisseur schreien. Der Regisseur wird kommen, und sie endgültig in den Abgrund hinunterstoßen. Sechseinhalb Millionen Statisten, die von ein paar verbrecherischen Hauptdarstellern, die die Hofburg und den Ballhausplatz bevölkern, an jedem Tag vor den Kopf, und am Ende doch wieder nur in den Abgrund gestoßen werden.«

Thomas Bernhard: *Hel-denplatz*, 1988

didaten Kurt Waldheim in ein trotziges »Jetzt erst recht!« umgemünzt und ihm damit zum Wahlsieg verholffen hatten, richteten sich nun gegen Bernhards gnadenlose Abrechnung. Spitzenpolitiker von Bruno Kreisky abwärts reihten sich in den Chor der Gegner, angeführt vom konservativen Katechon unter den Medien, dem Boulevard-Blatt *Kronen-Zeitung*. Aber der Damm war gebrochen, und im folgenden Jahrzehnt wurde eifrig nachgeholt, was man bisher an »Vergangenheitsbewältigung« versäumt hatte. War das Land, das einen Jörg Haider oder den rechtsextremen Attentäter Franz Fuchs hervorgebracht hatte, nicht immer schon ein furchtbarer Sumpf gewesen? War der Menschenschlag, der in ihm lebte, nicht immer schon so häßlich, pervers, verlogen, bösartig und dumpf wie in den Cartoons von Manfred Deix, dessen rotglänzende Visagen man in der Tat an jeder Straßenecke wiederfinden konnte? Hatten nicht schon Ödön von Horvath, Elias Canetti und Helmut Qualtinger lange vor Thomas Bernhard, Elfriede Jelinek oder Ulrich Seidl ähnliche Abgründe erblickt?

1984 hielt der Psychiater Erwin Ringel eine »neue Rede über Österreich«, in der die berühmte »alte« aus der Feder von Anton Wildgans aus dem Jahr 1929 gründlich entzaubert werden sollte. Was dieser über den »österreichischen Menschen« gesagt habe, sei zwar schmeichelhaft, aber leider überhaupt nicht wahr; vielmehr sei das Land eine »Brutstätte der Neurose« und der »Verdrängung«, der Gefühlsverarmung und der Suizidraten: »Der Österreicher hat eine Zweizimmerwohnung. Das eine Zimmer ist hell, freundlich, die »schöne Stube«, gut eingerichtet, dort empfängt er die Gäste. Das andere Zimmer ist abgedunkelt, finster, verriegelt, unzugänglich, völlig unergründlich.«

Wildgans' Rede sollte ursprünglich in Stockholm gehalten werden; mithin habe er vorrangig dem Ausland das »helle Zimmer« präsentieren wollen. Sie entstand zu einer Zeit, als das Land nicht anders als nach 1945 in einer Identitätskrise steckte, und sich am Vorabend von Bürgerkrieg, Diktatur und politischer Auflösung befand. Man kann sie auch als den Versuch lesen, ein neues, ermutigendes Selbstbild zu schaffen, für das Wildgans verführerisch glitzernde Worte fand.

Etwa zur gleichen Zeit erschien ein in der Stoßrichtung sehr ähnliches Buch, das heute vergessen, zugleich aber das vielleicht schönste ist, das jemals über Österreich geschrieben wurde: Hanns Sasmanns *Das Reich der Träumer*. Auch dieses Werk war ein großangelegter Versuch der Selbstbesinnung und -vergewisserung, zugleich der Entwurf eines konservativen Menschentypus, den der Autor am klarsten ausgeprägt im »kleinen deutschen Volksstamm der Österreicher« und seiner »eigenartigen, beharrlich verteidigten Daseinsform« verwirklicht sah. Sasmann, Freund und Geistesverwandter des großen Egon Friedell, ließ seine »Kulturgeschichte vom Urzustand bis zur Republik« in grauer Vorzeit beginnen, im zukunftschwangeren Nebel der Völkerwanderung, dessen Ströme und »Blutkreuzungen« schließlich jenen Typus hervorbrachten, der im »österreichischen Hochbarock« vollendet wurde: »Er besaß nun sein für immer gültiges Gesicht, das mit aller Verwandlungsfähigkeit begabt, doch nie mehr seinen Grundzug verlor.« Was dem Norddeutschen als »Schlappheit und Frivolität« erscheine, sei in Wirklichkeit Ausdruck der »Lebensform und Weltanschauung des wahren, des gotischen Christen«: »Wie der Künstler sein Werk, so genießt der Österreicher das Leben; in beklemmender Angst, es könne ihm entgleiten, denn er weiß, es ist nur ein Traum, ein Wahn; er genießt es in anmutiger Verschwendung, denn er weiß, es ist nur ein Spiel. Wir haben den Seelenzustand des barocken Menschen als den des unheilbaren Skeptikers definiert, dem nichts gewiß erscheint, am wenigsten er selbst, und der das Problem, inmitten einer Welt zu stehen, in der sich die Dinge unaufhörlich selbst widerlegen, dadurch löst, daß er diese Welt nicht ernst nimmt. Und das allein ist die tiefste Wurzel alles Phlegmas, Leichtsinns, aller Schlamperei, Trägheit, Wankelmütigkeit, Traditionstreue und Wirklichkeitsflucht des Österreichers.« Und in dem Maße, in dem er die Dinge nicht ernst nehme, würden diese ihre »Unverständlichkeit und Unerträglichkeit« verlieren. All dies mache aus dem Österreicher, in genauem Gegensatz zu Erwin Ringels Auffassung, den »psychisch gesundesten Menschen Europas«, und sein Land zum konservativen Fels, an dem bis dato noch jede jakobinische Welle wie auch alle Osmanen-Anstürme zerschellt seien: »Diese Weltauffassung gibt dem Österreicher seine unerschütterliche Ruhe, seine Gleichgültigkeit gegen

alle Veränderung der Dinge, die ihn befähigt, das Objekt jedes noch so abenteuerlichen politischen Experiments zu sein, ohne daß je ein solches an ihm gelingt.«

Seit Sassmann diese Sätze schrieb, sind viele Erinnerungsbänder zu dem Österreich der Gotik, des Barock und der Habsburger zerrissen, auch jene, die das Land in einen geradezu pan-europäischen kulturellen Bogen einspannten, der sich von Galizien bis Sizilien erstreckte. Geblieben ist der Kalauer von der Lage, die »hoffnungslos, aber nicht ernst« sei, und das besonders in Deutschland verbreitete Image von einem im Kern eher rechtslastigen Land. Die Propagandisten des Multikulturalismus träumen heute wieder von erneuten, beschleunigten Völkerwanderungen und Rassenmischungen: So zierte im Herbst 2012 ein Plakat die Wiener Innenstadt, das eine fiktive künftige Bundeskanzlerin zeigte: »Chioma Brückenbauer«, eine milchkaffeebraune, merkelhaft-tantige Farbige in traditioneller afrikanischer Kluft. Slogan: »Mut zum Wandel«, von den Machern der Kampagne von der »Afrika Vernetzungsplattform« (AVP) so begründet: »Wir« als »österreichische Gesellschaft« müßt »anerkennen, daß der Österreicher und die Österreicherin heute auch afrikanische, asiatische oder auch amerikanische Wurzeln haben kann. Wir werden akzeptieren müssen, daß die Welt sich dreht. Heute schneller als gestern und nur der, der das früh annimmt, kann später davon profitieren.«

Ende Dezember 2012 bis Jänner 2013 zeigte der ORF eine vierteilige Dokumentarserie mit dem Untertitel »Wie wir wurden. Was wir sind«, die die Nationalgeschichte der zweiten Republik anhand der kollektiven Erinnerungen und emotionalisierenden Höhepunkte aufzufädeln versuchte: vom Staatsvertragsabschluß bis zum bisher letzten großen Ereignis, dem Unfalltod Haider. Mitsamt dem dazugehörigen Buch formulieren die Autoren jedoch unterschwellig auch ein Ende und einen Abschied: Denn als die titelgebende »Generation Österreich« wird eben jene identifiziert, die der von meinem Großvater so enthusiastisch begrüßte Bildband ansprechen sollte, und deren offenbar letzte Ausstrahlungen sich bis in meine Schulzeit erstreckten. Mit dieser Strahlkraft sei aber nun bald endgültig Schluß. In einem Artikel in der *Presse* schrieb die Co-Autorin Birgit Mosser-Schuöcker ein merkwürdiges Epitaph: »Die ›Generation Österreich‹ entstand aus dem Zweiten Weltkrieg aus dem Erlebnis von Diktatur, Gewalt und Krieg mit dem festen Vorsatz: ›Nie wieder.‹ Das Entstehen einer kollektiven Erinnerung formt die ›Generation Österreich‹, die längst aus mehreren (Alters-)Generationen besteht. Menschen, für die ›Österreich‹ ein Wert an sich war und ist. Es ist nicht nur die erste ›Generation Österreich‹, sondern vermutlich auch die letzte. Ihre Kinder würden sich vielleicht eher als ›Generation Europa‹ definieren, deren Kinder womöglich als ›Generation World Wide Web‹.«

Der Weg führe also unweigerlich über die All-Gemeinheit »Europa« ins Ortlose des Internets. Haben die Österreicher nun, Sassmann zum Widerspruch, doch ihr »immer gültiges Gesicht«, ihren »Grundzug« verloren? Die Autorin weiter: »Die Österreicher fühlen sich im dritten Jahrtausend als eigenständige Nation, oder sie wissen gar nicht mehr, was eine Nation ist. Wir haben heute andere Probleme, andere Sorgen. Fast ein Viertel der Bevölkerung ist erst in den vergangenen Jahrzehnten eingewandert. Sie sind die neuen Österreicher, sie stellen neue Fragen, sie stellen die Gesellschaft vor neue Probleme, bieten aber auch neue Chancen.« Welche Stoßrichtung diese »Fragen« der »neuen Österreicher« haben, kann man aus den oben zitierten Statements der AVP ersehen. Mit diesen euphemisierenden Worten ist nichts anderes als jener Vorgang angesprochen, den Andreas Mölzer einst zur landesweiten Empörung als »Umvolkung« bezeichnete. Der penetrant falsche Zungenschlag dieser Sätze mit seiner »Gesellschaft« und ihren angeblichen »Chancen« verrät nur zu deutlich, daß die besagten »Probleme« eben haargenau dort liegen, wo die Autorin sie nicht sehen will: Denn hier, in der Identitätsfrage, liegt der Kern der republikanischen und demokratischen Widerstandskraft und Selbstbestimmung. Im Bröckeln der Identifikation mit »Österreich als Wert an sich« drückt sich nicht nur die typische Erschlaffung aus, die zu langen Perioden des Wohlstands auf dem Fuße folgt. Sie ist vor allem Zeichen einer allgemeinen Seins- und Geschichtsvergessenheit, die auch die österreichische Nation zur leichten Beute derer macht, die an der Abschaffung und Auslöschung aller Nationen und Völker interessiert sind.

Literaturhinweise

Karl Ziak (Hrsg.): *Österreich – schöpferisch – schaffend – feiernd*, Wien 1953;

Gerhard Jelinek/Birgit Mosser-Schuöcker: *Generation Österreich. Prägende Momente der Zweiten Republik. Von Zeitzeugen packend erzählt*, Wien 2012;

Birgit Mosser-Schuöcker: »Wie wir wurden. Was wir sind«, in: *Die Presse* vom 22. Dezember 2012;

Erwin Ringel: *Die österreichische Seele*, Wien et al. 1984;

Joseph Roth: *Radetzky-marsch*, Berlin 1932;

Hanns Sassmann: *Das Reich der Träumer. Eine Kulturgeschichte Österreichs vom Urzustand bis zur Republik*, Berlin 1932;

Anton Wildgans: *Der österreichische Mensch und seine Heimat. Rede über Österreich*, Wien 1930.

Volkslustige Träumereien – ein Gespräch mit Friedrich Baunack

Die Fragen stellte Götz Kubitschek

SEZESSION: Auf einem Treffen der Deutschlandbewegung, das war vielleicht 1995, traf ich einen trotzkistischen Nationalisten und einen nationalen Autarkisten. Können Sie sich auch mit zwei Wörtern politisch verorten?

BAUNACK: Hm, ich kenne die beiden wahrscheinlich, aber wenn nicht, hätte ich mit den zwei Wörtern keine persönliche Vorstellung von ihnen. Friedrich von Spee und Konrad von Marburg haben sich beide im Christentum verortet, aber jener befeuerte die Menschenquälerei, dieser schrieb dagegen an. Was bringen also solche Verortungen? Ich bin freier Deutscher. Doch wäre das nicht ein weißer Schimmel? Eijjei, was sag ich bloß Ihrer akademischen Leserschaft? Also: volkslustiger Träumer.

SEZESSION: Das ist doch schon mal was für die akademische Leserschaft. Aber was heißt das ins Leben übersetzt? Daß Sie sich heftig für das deutsche Volk eingesetzt haben und es immer noch tun?

BAUNACK: Ach nein, das klingt nach heldenhafter Selbstlosigkeit, aber diese Hose wäre mir Hungerhaken viel zu weit. Das deutsche Volk ist nichts außerhalb von mir, ich trage es doch in mir, es ist Teil von mir, und ich bin Teil von ihm. Es ist meins, und ich suche nur mein Eigenes, das natürlich auch unser Eigenes ist, zu bewahren, zu pflegen und zu schützen. Es muß furchtbar sein, keinem Volk anzugehören, da das uns vereinsamte, atomisierte, tötete. Wir sind ja nicht Verlorene am Rande eines kalten Universums, sondern, indem wir einem Volk zugehören, »Gedanken Gottes«. Ist das nicht wunderbar? Durch ihren Takt, ihre Sprache, Sagen, Träume, Bräuche, Trachten, Lieder, Harmonien und Muster sind Völker lebendige, eigen-artige Weisen, die Schöpfung wahrzunehmen, die sich im Menschen ihrer selbst bewußt wird, aber so vielgestaltig ist, daß eine einzige Sicht sie nicht fassen könnte. Da das Leben eine Lust ist (nicht umsonst entspringt es ja der Lust), sind auch die Völker Ausgeburteten eben nicht der Hölle, sondern der Lust am Leben, der Freude an der Schöpfung, am Selbst- und doch nicht Vereinzeltsein.

SEZESSION: Sie predigen.

BAUNACK: Nein, ich beschreibe. Nicht umsonst leuchten bei fast jedem Menschen die Au-

gen, wenn er die Frage nach seiner Volkszugehörigkeit beantwortet. Immer wieder habe ich das bei meinen Reisen verwundert und bewundernd erlebt – und dabei einen Stich gespürt: Die ahnen, fühlen zumindest, was das Eigene ist – aber ich? Was war mein Eigenes? Und da sind wir beim Traum und Träumer: Wir Deutschen haben eine wunderbare Sprache und großartige Musik, aus beidem geboren: einen der größten Volksliedschätze der Erde, der wiederum Enkelkind eines sehnsüchtigen Traumes ist, nämlich des von der Heimat – nicht nur einer des Ortes, sondern auch der Zeit. Dreimal wurden wir vom »geschichtlichen Gewordensein, von mythischer Zeit« (wie Botho Strauß im »Anschwellenden Bocksgesang« schreibt) abgeschnitten: erst durch die Zerstörung fast aller heidnischen Zeugnisse im Zuge der blutigen Christianisierung, dann durch unsere ungeheuerliche Dezimierung im ersten Dreißigjährigen Krieg und schließlich durch die psychische und physische Vernichtung im zweiten Dreißigjährigen Krieg. Aber immer noch gibt es uns »Wanderer zwischen den Welten«, nie lassen wir uns unterkriegen und immer suchen und manchmal finden wir. Da huscht ein Gedanke, ein Ton, ein Geruch, eine Ahnung vorbei. Das ist, wie wenn Sonne durch den Waldnebel bricht und einen Dom aus Licht bildet – glückhafte Augenblicke, in denen wir frei und wir selbst sind. Ich wollte mit keinem Volk der Erde tauschen!

SEZESSION: Ich will nun keine Debatte darüber anfangen, ob das deutsche Volk nicht doch auf die Wahrheit des christlichen Glaubens gewartet hatte. Lassen Sie uns lieber auf Ihre eigene Arbeit einer Lust am »Wir selbst« zu sprechen kommen. Sie haben Lieder geschrieben, CDs gemacht und an den letzten Ausgaben einer Zeitschrift mitgearbeitet, die ebendiesen Titel trug: *wir selbst*.

BAUNACK: Nichts für ungut, aber über »die Wahrheit des christlichen Glaubens« maße ich mir doch gar kein Urteil an. Es geht, ging nie um »Wahrheit«, sondern immer um den Zwang, diese zu glauben. Vielleicht hat das deutsche Volk ja auf diese Wahrheit gewartet, nur warum dann diese Art der Missionierung? Die hat uns innerhalb einer Generation von unseren Wurzeln abgeschnitten.

SEZESSION: Bitte, wir wollten über *wir selbst* reden und: Keine Predigten, nur noch Sätze wie Kanonenschläge!

BAUNACK: Aber ich spreche die ganze Zeit über uns selbst ...

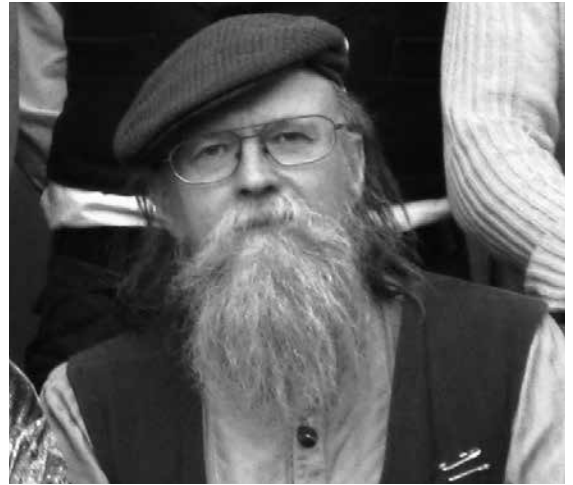
SEZESSION: Nein, ich meine die Zeitschrift.

BAUNACK: Na, ich doch auch, das war doch ihr Anliegen, herauszufinden, was das ist: *wir selbst!* Zeitschrift für nationale Identität hieß sie im Untertitel. Wir überlegten sogar, ob nicht »Zeitschrift für nationale Identitäten« passender wäre, weil der erste Punkt unserer (ich sage »unserer«, obwohl ich leider erst spät dazustieß) »Fünffachen Revolution« die Erhaltung der Vielfalt der Völker war. Nur die Gemeinsamkeit selbstbewußter Völker, die auf ihre Freiheit pochen, kann heuer der Planierung der Erde durch das supranationale Kapital entgegenwirken. Zweitens: Volksherrschaft, nicht Parteienherrschaft, die jene in Wirklichkeit verhindert, rumms! Drittens: Der dritte Weg, Humanwirtschaft – das Gegenteil der heute grassierenden Privatisieritis, die nichts anderes ist als illegitimes Verhökern von Volkseigentum, rumms! Viertens: Bewahrung der Mutter Erde, viel mehr als Ökologie, nämlich ganzheitlicher Lebensschutz, rumms! Fünftens: Kulturelle Erneuerung, Stärkung von landsmannschaftlichen Eigenarten, eine neue Volkslied- und -tanzkultur, entsprechend feierten wir auch im Jahre 2000 »Liedg(l)ut«, unser rauschendes Tanz- und Musikfest zum zwanzigjährigen Bestehen der Zeitschrift. Was Siegfried Bublies mit der *wir selbst* auf die Beine gestellt hatte, ist bis heute einzigartig, rummspardauz!

SEZESSION: Ich weiß genau, was Sie meinen. *wir selbst* war nicht abstrakt, sondern beseelt, knüpfte an die rechten Wurzeln der grünen Bewegung an, hatte mit Henning Eichberg einen der wichtigen, frühen Theoretiker des jungen Nationalismus an Bord und hielt größtmögliche Distanz zu dem, was wir Sezessionisten ziemlich abschätzig »beschwichtigungskonservativ« nennen – staatstragend, CDU-nah, zahllos. Warum aber ist dieses Projekt eingegangen? Basierte es zu sehr auf der »Liebe zum eigenen Volk«, wo ein kühler Rechner sich um Abonnements und Verwaltung hätte kümmern müssen?

BAUNACK: Nein, für so ein aufwendig gestaltetes Blatt fehlte damals die Basis. Vielleicht war es einfach zuviel Arbeit für zu wenige, die sich selbst ausbeuteten. Mit einigen Mann der alten Truppe haben wir ja später noch den Versuch mit der *volkslust* gemacht. Der Name war Programm und einfach klasse! Die *wir selbst* wollte rechte und linke Patrioten an einen Tisch bringen, weil beide, wie die Enden eines Hufeisens, gleichweit von der Mitte entfernt waren und auf der Grundlage der Liebe zum Land – nicht zum Apparat – streiten und nach Lösungen suchen mußten. *volkslust* versuchte bald, sich von der Rechten etwas abzusetzen und mehr nach links zu orientieren. Dort war aber nichts, weshalb das ins Leere lief. Ich bin ziemlich am Anfang

schon raus und jetzt mit Freude bei der Halbjahresschrift *hier & jetzt*. Da schreibe ich nur und genieße diesen Luxus. Die andere Arbeit macht das Bildungswerk für Heimat und nationale Identität um Arne Schimmer, einem ganz feinen Menschen. *hier & jetzt* beobachtet das politische Geschehen genau, ohne – wie andere – jam-



Friedrich Baunack, 1955, langjähriger Morgenlandfahrer, arbeitet als selbständiger Schweißer und lebt mit seiner Frau in Osthessen. Er hat fünf Kinder großgezogen und als freier Barde das deutsche Liedgut um etliche Stücke bereichert.

mernd daran klebenzubleiben. Und wer weiß, vielleicht werden wir auch mal zu Ihrem »zwischen-tag« eingeladen? Wie sang Gerhard Gundermann so schön: »... aber eines tages da tauch ich aus dem dschumm / und die schärfsten weiber drehn sich nach mir um«.

SEZESSION: Sind Sie wirklich noch so voller Hoffnung, ich meine jetzt: in bezug aufs Ganze, nicht für Sie selbst?

BAUNACK: Aber klar! Sie selbst machen es doch auch vor: Raus aus dem Gewimmel, ein kleines großes Reich gründen, am Rand leben – mit der Erde, vielen Kindern und Gott- oder Göttervertrauen. Jedes System lebt durch seine innere Wahrhaftigkeit oder stirbt an seiner Falschheit. Das Leben unterliegt eigenen, uralten Gesetzen und bricht sich seine Bahn. Fürchten Sie wirklich, eine Statthalter-Clique könnte daran etwas ändern? Freilich: Nichts gefährlicher als Eiferei und Eitelkeit im Schatten der Macht, auch wenn diese Paarung fruchtlos bleibt. Also wachsam sein, aber sich nicht daran abarbeiten. Jede Zeit hat ihre Herausforderungen und Möglichkeiten – wir haben unsere. Andere hatten mit anderem, Schlimmerem zu kämpfen. Heute gilt es, das Eigene freizukratzen, zu leben, zu bewahren und weiterzugeben. Weitergeben: Das ist das Entscheidende. Ein Volk lebt in seinen Kindern! Alles, was uns wert ist, müssen wir aus uns selbst heraus sein – jeden Tag und in allem Tun. Kein Führer wird's richten, kein Wahlergebnis, kein Recht und erst recht kein Befreier. »Wer jetztig Zeiten leben will, / muß haben tapfers Herze«. Fassen wir uns eines.

Der Islam als Kampfgemeinschaft

von Manfred Kleine-Hartlage

Islamkritische Positionen haben zur Zeit bei der konservativen Rechten einen schweren Stand: Zum einen wird Islamkritik häufig vom normativen Standpunkt liberaler Ideologie geübt; man kreidet dabei dem Islam vor allem seine Gewaltneigung, Frauenfeindlichkeit, Intoleranz, seinen Antisemitismus, seine Demokratiefeindlichkeit, kurz: seine offenkundige Unvereinbarkeit mit westlich-liberalen Wertmustern an, und blendet die Frage aus, ob nicht gerade die Vergötzung liberaler Wertmuster die Völker Europas in jene Krise gestürzt haben, die sie anfällig für die Eroberung durch (nicht nur, aber auch) Muslime gemacht hat. Daß liberale Islamkritiker dazu neigen, nicht nur die Frage zu tabuisieren, sondern den Fragenden gleich mit ins Tal der rechtsradikalen Aussätzigen zu verbannen, trägt auch nicht gerade dazu bei, Islamkritik unter Konservativen populär zu machen.

Dabei hat die liberale Islamkritik durchaus ihre Meriten, sofern sie die liberalen Islamverharmloser in die Schranken weist, deren völliges Unverständnis für das Wesen von Religion sie dazu verleitet, den Islam als eine Art Folklore mißzuverstehen, die unserer »bunten« Gesellschaft ein hübsches Farbtüpfelchen hinzufügt. Michael Stürzenberger hat in der schon legendären Debatte mit Karlheinz Weißmann auf dem »Zwischentag« in Berlin (6. Oktober 2012) völlig zu Recht davor gewarnt, die verhaltensprägende Kraft des Islam zu unterschätzen. Er hat zu Recht auf die frappierenden Parallelen zwischen den Geboten des Korans und dem beobachtbaren Verhalten muslimischer Migrantengemeinschaften in Europa hingewiesen, und er hat, wie die gesamte – nicht nur liberale – Islamkritik, aus diesem Sachverhalt den naheliegenden Schluß gezogen, daß die Gebote des Korans, verbunden mit dem Beispiel des Propheten Mohammed, die tiefste Ursache dieses Verhaltens sind.

Dieser Schluß, um es vorweg zu sagen, ist im Ergebnis richtig. Er ist allerdings richtig in dem Sinne, wie auch die Lösung einer Rechenaufgabe richtig sein kann, bei der der Rechnende einen notwendigen Zwischenschritt überspringt. Das Erklärungsmodell, dem weite Teile der liberalen Islamkritik zumindest implizit anhängen, lautet, daß der Islam eine totalitäre Ideologie (und sonst nichts) sei und daß das Verhalten von Muslimen vor allem deshalb den Erwartungen einer libera-

len Gesellschaft zuwiderlaufe, weil sie an diese Ideologie glaubten. Diese Verkürzung der Kausalitätskette ist in bestimmten Zusammenhängen zulässig, solange man sich der Verkürzung als solcher bewußt ist. Wo dies nicht der Fall ist, führt die Unterkomplexität der Theorie zu zwei hochproblematischen Konsequenzen:

Zum einen leistet sie der Vorstellung Vorschub, man könne sich der Probleme, die aus der massenhaften Präsenz von Muslimen in Europa resultieren, dadurch entledigen, daß man diese dazu bringt, dem Islam abzuschwören. Dies ist nicht nur eine Milchmädchenrechnung; es ist auch schwerlich vereinbar mit einem im positiven Sinne liberalen, das heißt freiheitlichen Staats- und Gesellschaftsverständnis: Es liefe auf eine Politik der massenhaften Umerziehung und Zwangskonversion von Muslimen hinaus, die – zugespitzt formuliert – kaum anders zu bewerkstelligen sein dürfte als durch eine modernisierte Neuauflage der spanischen Inquisition unter »liberalen« Vorzeichen – ganz abgesehen von den Strömen von Blut, die man vergießen müßte, wenn man nicht nur die Muslime in Europa, sondern auch in ihren Herkunftsländern vom Islam »befreien« wollte. Nur am Rande sei bemerkt, daß dieser Umschlag von liberalem in totalitäres Denken die notwendige Folge ist, die sich stets dann einstellt, wenn man den Liberalismus aus seiner Verankerung in konkreten historischen Voraussetzungen und Zusammenhängen löst und zum ortlosen Universalprinzip erhebt.

Zum anderen provoziert die Reduzierung des Islam auf eine bloße Ideologie (die er freilich auch ist) den Einwand, warum die Lehren des Korans Muslime daran hindern sollten, friedfertige liberale Demokraten zu sein, wo doch die kaum weniger blutrünstigen Texte des Alten Testaments Juden daran nicht hindern? Warum man also Muslimen, nicht aber Christen oder Juden unterstellen sollte, sklavisch den Vorgaben ihrer Religion zu folgen, gleichsam als Allahs Marionetten? Stürzenbergers Hinweis auf die eigentümliche »Kraft« des Islam enthält viel Wahrheit; es lohnt sich zu fragen, worauf diese Kraft beruht.

Diese besondere Kraft resultiert aus einem Charakteristikum des Islam, das rein abstrakt jedermann anerkennt, dessen Konsequenzen aber unzureichend durchdacht werden: nämlich aus der Tatsache, daß der Islam eine umfas-



sende Lebensordnung ist, deren Vorgaben nicht nur den im engeren Sinne religiösen, sondern buchstäblich jeden Lebensbereich durchdringen. Der Islam definiert daher nicht nur, und zwar sozial verbindlich, was gut und böse ist – das tut das Christentum ebenfalls –, sondern auch, was legal und illegal, politisch legitim und illegitim, wahr und unwahr, gerecht und ungerecht ist, und vor allem: wer »wir« und wer »sie« sind.

Der Islam, seine Weltauffassung, seine Wertungen und Normen sind daher in einem Maße Grundlage des gesamten sozialen Konsenses islamischer Gesellschaften, wie das Christentum es schon aufgrund seiner ganz anders gearteten Theologie niemals sein könnte. Christlich geprägte Gesellschaften beziehen nur einen Teil ihres tragenden Konsenses aus der Religion, islamische praktisch die Gesamtheit. Ein solcher Sozialkonsens wird aber nicht als Ideologie erlernt, sondern sozialisatorisch als kulturelle Selbstverständlichkeit verinnerlicht; dies betrifft auch säkulare Muslime, die sich kaum bewußt sein dürften, daß an ihrer Weltsicht irgend etwas »islamisch« sein könnte.

Ein solches verinnerlichtes System kultureller Selbstverständlichkeiten kann man niemandem dadurch austreiben, daß man ihn zwingt, der ihm zugrundeliegenden Ideologie abzuschwören. Auf der anderen Seite ist der Begriff

der kulturellen Selbstverständlichkeiten das fehlende Verbindungsstück zwischen der islamischen Lehre und dem beobachtbaren Verhalten muslimischer Gemeinschaften. Der Konsens, der hier verinnerlicht wird, umfaßt ein System sozialer Wertungen und Normen – durchaus nicht nur die eigentlichen Dschihad-Normen –, die in ihrer Gesamtheit auf den Leitgedanken abgestimmt sind, die muslimische Gemeinschaft nach außen abzugrenzen, nach innen zu stabilisieren und sie zu befähigen, die islamischen Regeln, am Ende den Islam selbst, auch der nicht-muslimischen Umwelt aufzuzwingen.

So zutreffend es ist, daß die muslimische Gemeinschaft in sich politisch, ethnisch und konfessionell differenziert ist, sowenig läßt sich daraus der Schluß ableiten, daß es diese Gemeinschaft als soziale und politische Realität nicht gebe. Sie konstituiert sich durch die in ihr geltenden wechselseitigen Solidaritätserwartungen: Zwar gibt es heftige Konflikte, etwa zwischen Sunniten und Schiiten, Persern und Arabern, Türken und Kurden etc. Es handelt sich aber um Konflikte, die regelmäßig dann hintangestellt werden, wenn ein muslimischer mit einem nichtmuslimischen Akteur in Konflikt gerät – ein Verhaltensmuster, das wir in den verschiedensten Bereichen antreffen, von der Schulklasse in Berliner Problembezirken bis zu gan-

zen Staatengruppen in der islamischen Welt. Bei Konflikten zwischen Muslimen und Nichtmuslimen gilt innermuslimische Solidarität als oberste Sozialnorm, gemäß dem arabischen Sprichwort: »Ich und mein Bruder gegen unseren Vetter, ich und mein Vetter gegen den Fremden.«

Es stimmt, daß muslimische Machthaber sich nicht selten mit Nichtmuslimen gegen ihre Glaubensbrüder verbünden: Solches Verhalten erfährt aber, weil offenkundig unislamisch, extreme soziale Mißbilligung. Dazu muß jeder muslimische Herrscher sich verhalten, auch und gerade wenn er solchen Erwartungen zuwiderzuhandeln gedenkt: Er kann dann zum Beispiel den Islam kurzerhand verstaatlichen, wie Atatürk, oder eine Politik struktureller Verwestlichung mit rigider kultureller Re-Islamisierung verbinden wie die saudischen Herrscher, oder dem Islam Lippendienste leisten wie Saddam Hussein, oder westliche demokratische Ideen als Vehikel der Re-Islamisierung nutzen wie die türkischen Islamisten. Die Vielgestaltigkeit der islamischen Welt ist nicht zuletzt Vielfalt der Lösungen des sich überall gleichartig stellenden Problems, daß die Eigengesetzlichkeit des Politischen einzelne Akteure zur Mißachtung islamischer Normen zwingen kann.

Man begeht einen schwerwiegenden analytischen Fehler, wenn man aus der Existenz muslimischer Akteure, die islamische Gebote mißachten, den Schluß zieht, daß diese Gebote keine Rolle spielten, daß sie insbesondere nicht die Kraft hätten, die islamische Gemeinschaft im Verhältnis zu ihrer nichtmuslimischen Umwelt als Kampfgemeinschaft zu konstituieren. Die Nichtexistenz zentralisierter Strukturen, deren Spitze den Anspruch erheben könnte, für »den Islam« zu sprechen, bedeutet nicht, daß die Umma nicht zu koordiniertem Handeln imstande wäre; sie bedeutet lediglich, daß diese Koordination nicht durch einen zentralisierten Apparat besorgt wird. Das Regelwerk, das »die Ungläubigen«, das heißt fremde Religionen, die auf ihnen basierenden Gemeinschaften, ihre Anhänger und die Völker, die diese Anhänger stellen, unzweideutig als Feind markiert, ist im Islam ebenso festgeschrieben wie die Verhaltensnormen im Umgang mit diesen Ungläubigen. Der Islam nimmt eine Feindbestimmung vor und versetzt seine Anhänger in die Lage, die Feinderklärung gegebenenfalls durchzufechten. Die strukturelle Anarchie des islamischen Systems führt nicht etwa dazu, daß der Dschihad nicht stattfindet, sondern lediglich dazu, daß niemand die Autorität hat, ihn zu beenden.

Daß nicht jeder einzelne Muslim den Erwartungen des Dschihadsystems »Islam« in derselben Weise gerecht wird, heißt nicht, daß dieses System nicht existiert. In meinem Buch *Das Dschihadssystem* habe ich es so formuliert: »Wie schon in der Vergangenheit ist der Dschihad nicht ausschließlich – und nicht einmal überwiegend – Sache prominenter, strategisch platzierter Akteure. Der Islam ist ein dezentrales System: Jeder einzelne Muslim, der sich (etwa als Immigrant in westlichen Ländern) entsprechend

islamischen Normen, Werten, Traditionen und Mentalitäten verhält, trägt zum Dschihad bei. Ob er das subjektiv will, ja ob es ihm überhaupt bewußt ist, ist dabei zweitrangig. ... Der Dschihad spielt sich deshalb auf zwei miteinander verschränkten und wechselwirkenden Ebenen ab: Auf der Ebene bewußten zielgerichteten Handelns begegnen wir den eigentlichen Dschihadisten, auf der Alltagsebene der mal mehr, mal minder traditionsorientierten Lebensweise von Muslimen, deren scheinbar unzusammenhängende private Handlungen sich wie von selbst zu einer mächtigen gesellschaftlichen Kraft verdichten, die die nichtislamischen Gesellschaften unter Druck setzt. Der Islam ist ein Dschihad-System, weil er beides notwendig hervorbringt« (Manfred Kleine-Hartlage: *Das Dschihadssystem. Wie der Islam funktioniert*, Gräffeling 2010, S. 184).

Die Dschihadstrategen, also die Islamisten, und ihre Ideologie sind sicherlich nicht einfach identisch mit dem Islam; sie sind aber die moderne Variante eines Phänomens, das der Islam stets und mit Notwendigkeit dann hervorgebracht hat, wenn er als Basis des gesellschaftlichen Zusammenlebens der von ihm geprägten Gesellschaften unter Druck geriet, wie das in muslimischen Parallelgesellschaften im Westen zweifellos der Fall ist. In solchen Situationen wächst Kräfte, die der rigiden Normdurchsetzung nach innen und dem Kampf nach außen oberste Priorität beimessen, in einem modernen Kontext also den Islamisten, wie von selbst eine zentrale Rolle zu. Da sie zu Recht für sich in Anspruch nehmen können, die islamische Lehre authentisch zu vertreten, reichen ihr Einfluß und ihre Autorität weit über ihre Kernanhängerschaft hinaus.

Wenn wir, die wir Gegenstand der islamischen Feinderklärung sind, ihn deshalb unseinerseits als Feind ansehen, so ist dies mitnichten eine abstrakte, sondern eine konkrete Feindbestimmung, da bei jedem einzelnen muslimischen Akteur deutlich erkennbar ist, ob und in welcher Funktion er zum Dschihad beiträgt. Dabei spielt es keine Rolle, ob man primär die Dschihad-Doktrinen als ideologische Rechtfertigung des Ethnokrieges gegen die Völker Europas oder umgekehrt den Ethnokrieg als Waffe des Dschihad betrachtet. Beides ist der Fall, und der Versuch einer sauberen Unterscheidung ginge an der engen Verflechtung von Religion, Kultur, Politik und Ethnizität in der islamischen Gedankenwelt vorbei.

Wer den Islam als den Feind kennzeichnet, der er ist, sagt damit weder, daß er der einzige, noch daß er der primäre Feind sei. Der Islam, so ausgeklügelt er in seiner Eigenschaft als Dschihadssystem ist, könnte den Völkern Europas ohne deren eigene Schwäche und Dekadenz nichts anhaben, und gewiß sind der Hauptfeind diejenigen, die diese Schwäche herbeigeführt haben. Richtig ist auch, daß jegliche Masseneinwanderung, nicht nur muslimische, auf die Dauer jede Gesellschaft auflöst. Es ist aber ein Unterschied, ob man etwas in Wasser auflöst oder in Salzsäure. Der Islam ist die Salzsäure.

Perspektiven einer Debatte

von Erik Lehnert

Der Nachteil und Nutzen von Debatten ist ein altes Thema, mit dem sich schon die Sophisten beschäftigt haben. Ihr Anliegen bestand darin, eine Debatte um der Debatte willen zu führen und mit den schönsten argumentativen Tricks zu gewinnen. Schopenhauer hat das »Eristische Dialektik« genannt und diese Kunstgriffe systematisch zusammengefaßt. Wer sich damit einmal eingehend beschäftigt und etwas übt, wird aus jeder Debatte als Sieger hervorgehen. Kennt der Gegner diese Kunstgriffe auch, so wird der gewinnen, der den längeren Atem hat (wir kennen dieses unwürdige Spiel aus den Talk-Shows). Um die Wahrheit geht es dabei in keinem Fall. Das jedoch sollte der Anspruch sein, den wir erheben, wenn wir auf begrenztem Raum und mit begrenzten Ressourcen Debatten führen – nicht um der Debatte willen, sondern um den Gegenstand zu ergründen und besser zu verstehen.

Nun kann prinzipiell jede Debatte nützlich sein. Immerhin könnte der Leser, der die verschiedenen Standpunkte unvoreingenommen aufnimmt, etwas lernen. Er könnte sich, so er mit dem Gegenstand halbwegs vertraut ist, Argumentationsmuster anschauen und diese bei nächster Gelegenheit im Meinungskampf anwenden. Allerdings steht dem im Wege, daß jeder Redner maßvoll oder heftig bestreiten wird, es handelte sich bei den Worten des Gegners um Tatsachen oder stichhaltige Argumente. Der Nachteil liegt also darin, daß sich der Leser damit auf die Seite schlägt, die ihm aus irgendeinem Grund nahe liegt, und sei es, daß ihm die schöne Form der Beschwörung gefällt. Die Güte des Arguments im inhaltlichen Sinne und das Interesse an der Wahrheitsfindung bleiben so auf der Strecke.

Nur ein geübter Leser wird sich mit dieser Ebene nicht zufriedengeben, sondern die Argumente gewichten. Dazu gehört vor allem, daß man entschlüsseln kann, aus welcher Perspektive ein Debattenbeitrag verfaßt ist. Das setzt wiederum voraus, daß man weiß, daß es – außerhalb der Glaubensüberzeugung, die sich auf etwas Nichtdiskutables richtet – keine unabhängig von uns existierende Wahrheit gibt, sondern daß diese Wahrheit im wesentlichen von der Perspektive desjenigen abhängt, der sich über einen Gegenstand verbreitet. Für einen Positivisten wird der Mensch nie mehr sein als ein lebendiger Gegenstand, für den Gläubigen wird er vor allem die Kreatur Gottes sein.

Der Mensch ist nun das denkbar komplexeste Beispiel, bei dem es kaum gelingen dürfte,

ihn so zu beschreiben, so daß Bild und Wirklichkeit übereinstimmen. Doch auch bei simplen Gegenwartsbeschreibungen (wie den Beiträgen zur Islamkritik in der *Sezession*) unterliegt alles der Perspektive, nicht zuletzt deshalb, weil jeder in anderer Form von ihr betroffen ist. Was der eine distanziert beurteilt, mag für den anderen existentiell sein. Der Historiker wird sich eher den Phänomenen zuwenden und letztendlich die Auffassung vertreten, daß sich die Wirklichkeit nicht in Formeln fassen läßt. Es gibt gegenüber einer angenommenen Entwicklung die Mög-



lichkeit, dieser zuwiderzuhandeln und die Geschichte eben als offenen Prozeß zu beschreiben.

Der Soziologe hat die Ebene der Phänomene und Individuen verlassen, um sich den Strukturen zuzuwenden. Das Hauptaugenmerk seiner Analyse liegt dann auf diesen Strukturen, von denen Abweichungen nur in anderen Strukturen möglich sind: Ohne entsprechende soziale Voraussetzungen könne es kein abweichendes Verhalten geben. Diese Nivellierung ist sicher sinnvoll, um bestimmte Entwicklungen zu erhellen. Die Wirklichkeit erfassen kann sie nicht. Der Vorteil dieser Perspektive – weshalb sie sich auch großer Beliebtheit erfreut – liegt in der Tendenz, die Entwicklungen in ein Muster zu fassen, in dem die einzelnen Phänomene ihren Platz haben. Die Pauschalisierung täuscht eine einprägsame Plausibilität vor, die sich auf der Ebene der einzelnen Phänomene als unzureichend erweist.

Die Schwäche rechter Positionen in der Debatte liegt also durchaus in dem löblichen Bemühen, den Dingen ihr Recht zu lassen und der Wahrheit ein lebendiges Sowohl-Als-auch zuzugestehen. Was daraus für die Entscheidungsfindung folgt, steht auf einem anderen Blatt und hat mit dem Nutzen und Nachteil von Debatten nichts zu tun.

Maschkiavelli zum 70.

von Thor v. Waldstein

»Bücher schreibt man in der Hoffnung, daß sie von den richtigen Leuten gelesen und verstanden werden«, erklärte Bernard Willms in der bleiernen Zeit der 1980er Jahre die Motivation des Autors, der politisch etwas bewegen will. Kreative Köpfe wie Fichte oder Lenin, die gute Bücher schreiben und gleichzeitig eine Revolution ins Werk setzen können, seien – so fügte Willms hinzu – selten gesät. Günter Maschke, der am 15. Januar seinen 70. Geburtstag feierte, zählt zu dieser raren *species*. Man kann sie daran erkennen, daß sie – frei nach Goethe – zu der Theorie, die erweitert, aber lähmt, und zu der Praxis, die belebt, aber beschränkt, eine genau ausgelotete Äquidistanz einhält. Diesem Spannungsverhältnis verdanken viele Maschke-Essays ihre unnachahmliche Strahlungskraft, von der man begeistert ist oder die man abzulehnen sich bemüßigt fühlt, der man aber kaum gleichgültig gegenüberstehen kann: »Das Interesse deutscher Wissenschaftler und Intellektueller an den Leiden des deutschen Volkes hält sich in engen Grenzen, und sie sprechen lieber von der eigenen Schande, von der die anderen ebenso gerne sprechen, als von der Schande der anderen, von der diese nicht sprechen. Wer sich von der Wahrheit beleidigt fühlt, neigt dazu, die Wahrheit zu beleidigen.« Für den in Deutschland weitverbreiteten Typus des politischen Illusionärs, dessen Blickfeld von moralinschwangeren Erbaulichkeiten jedweder Art verstellt ist, sind solche messerscharfen Analysen aus der Feder des *sendero político* aus Frankfurt/Main wenig genußreich – nicht zuletzt deswegen, weil sie in einer Fußnote über das real existierende Elend der Restgermanen häufig mehr sagen als ein Politikwissenschaftler in einem Buch. Die Feststellung, daß er polarisiere, würde Maschke, linkshegelianisch geprägt, ohnehin eher als Kompliment auffassen. Die Kunst zu langweilen geht ihm ebenso ab wie die Fähigkeit, mit dem vorgegebenen Vokabular der hiesigen Meinungsbewirtschaftung so lange rhetorisch zu jonglieren, bis man von allen Schattierungen des *juste milieu* den Segen bekommt. Es nimmt daher nicht wunder, wenn Maschke mit seinen vormaligen Mitstreitern aus 68er-Tagen schlicht nichts mehr verbindet. Jene Alterskohorten, die heute links leben, grün wählen und liberal ihr *anywhere and*

anyhow transfer abgestaubtes Geld anlegen, sind ohnehin schon lange in der BRD-Bionade-Bourgeoisie angekommen und haben teil an deren Fleischöpfen wie an deren Lebenslügen. In diesem Dunstkreis wird ein freier Geist wie Günter Maschke, der zu allem Überfluß noch nicht einmal Angst vor dem Beifall von der falschen Seite hat, nur als Fremdkörper wahrgenommen. Der denkwürdige Moment, an dem »Maschkiavelli« (Rudi Dutschke) das Bundesverdienstkreuz erhält, dürfte also noch etwas auf sich warten lassen. Frühere, talkshowferne Zeiten, in denen noch zwischen Gespräch und Geschwätz unterschieden wurde, wußten sich solcher geistigen Kapazitäten zum Nutzen des *bonum commune* zu versichern. In einem Land ohne innere und äußere Souveränität wie der Bundesrepublik, das viel von sogenannten »Querdenkern« redet, aber keine hat, und dessen intellektuelles Antlitz mehr von saucenrührenden Köchen als von unabhängigen Köpfen bestimmt wird, scheint es kaum mehr möglich, den frischen Wind in die öffentliche Diskussion zu bringen, auf den eine ethnische Verfaßtheit, die fortbestehen will, nicht verzichten kann.

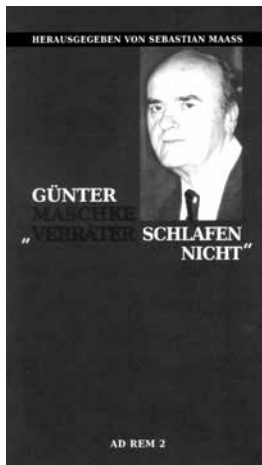
Um so erfreulicher ist es, daß nunmehr – 25 Jahre nach der Erstauflage von 1987 – eine zweite und erweiterte Ausgabe eines wesentlichen Maschke-Textes wieder zugänglich ist. Der Band *Der Tod des Carl Schmitt*, der seit vielen Jahren vergriffen war und auf dem Antiquariatsmarkt dreistellige Preise erzielte, enthält eine umfassende Besprechung der Nekrologe anlässlich des Todes von Carl Schmitt im Jahre 1985 sowie die berühmte Auseinandersetzung Maschkes mit Jürgen Habermas. Hinzu gekommen ist ein wichtiger Beitrag über »Drei Motive im Anti-Liberalismus Carl Schmitts« aus dem Jahre 1987, der Aufsatz »Der ent-konkretisierte Carl Schmitt und die Besetzung der Rheinlande« aus dem Jahr 2002 sowie ein Interview, das Maschke 2005 der *Jungen Freiheit* gegeben hat. Das Buch, bei dem man – gerade bei einem so Schmitt- und Maschke-affinen Verlag wie Karolinger – schmerzlich ein Register vermißt, ersetzt mühelos ganze Regalmeter an CS-Sekundärliteratur. Berücksichtigt man, daß Maschke als Privatgelehrter über keinerlei universitäre Unterstützung verfügt, kann man über die wissenschaftliche Solidität seiner Texte und

die Auffächerung der Gedankenstränge des Haupttextes in seinem berühmten, bisweilen mit Tretminen gespickten Fußnotenapparat immer wieder nur staunen.

Wie macht er das eigentlich? Außer dem früh verstorbenen Panajotis Kondylis, mit dem Maschke nicht nur den Geburtsjahrgang 1943, sondern vor allem eine einsame politische Klarsichtigkeit teilt, ist dem Verfasser dieser Zeilen jedenfalls kein anderer geistesgeschichtlicher Autor bekannt, der *extra muros* quellengesättigte Werke dieses Kalibers vorgelegt hat. Bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit haben Maschkes Arbeiten gleichwohl immer etwas Essayistisches, etwas Unerwartetes. Maschke kennt zwar alle Bäume im Schmittwald, er hat sich hierdurch aber nicht den Blick aufs Ganze trüben lassen. Als geübter Langstreckenläufer des Gesprächs versteht er es, seinen Abhandlungen ein orales Timbre zu unterlegen, das ganz maßgeblich zu der Lebendigkeit seiner Texte beiträgt. Von der etablierten Szene innerhalb des Elfenbeinturms erfährt Maschke, der – wie alle wirklichen Könner – ganz uneitel auftritt, Anerkennung vor allem dadurch, daß man ihn – das Plagiat ist immer das höchste Lob – geistig bestiehlt. Es wäre ein nicht uninteressantes Forschungsdesiderat, der Ausplünderung der Maschke-Fußnoten insbesondere in seinen beiden CS-Pioniertaten *Staat, Großraum, Nomos* (1995) und *Frieden oder Pazifismus* (2005) durch die etablierte Schmittforschung einmal im einzelnen nachzugehen. Unbeschadet dieser unschönen Vorgänge bleibt die Tatsache bestehen, daß es – neben Piet Tommissen – hauptsächlich dem Fleiß und der Zähigkeit Günter Maschkes zu verdanken ist, daß das Werk Carl Schmitts in dem vergangenen Vierteljahrhundert weltweit eine bemerkenswerte Renaissance erlebte. Schmitt, der sich schon 1949 als *exul in patria sua* empfand, erfährt dabei heute die größte Anerkennung außerhalb der deutschen Landesgrenzen, was einmal mehr belegt, wie stickig und vorurteilsbefangen das geistige Klima hierzulande ist. Daß dieses Klima nicht aufzubrechen ist durch das artige Abgeben irgendwelcher konservativer Wunschzettel bei der »herrschenden *classe politique*, deren Machtgrundlage die Ohnmacht der Nation ist« (Maschke dixit), weiß niemand besser als der frühere SDS-Aktivist Maschke. Carl Schmitt soll, einem unbelegten *ondit* zufolge, auf die Frage, ob er konservativ sei, geantwortet ha-

ben: »Konservativ? Ich besitze doch kein Land.« Günter Maschke würde auf dieselbe Frage vielleicht erwidern: »Konservativ? Ich hoffe doch auf die *revolución*.« Bei aller publizistischen Angriffslust merkt man Maschke an, wie er unter den obwaltenden Verhältnissen in Deutschland, aber auch der »Zermalmungs- und Zerbröselungsmaschine der modernen Welt« (Maschke dixit) insgesamt leidet. Den süßlichen Relativismus, von dem das *anything goes* unserer Tage geprägt ist, dürfte kaum jemand mehr verachten als Maschke, in dessen Essays zuweilen blitzartig Horizonte aufscheinen, die erahnen lassen, wie ein Leben nach dem Liberalismus aussehen könnte. Armin Mohler hatte in den linksmodischen 1970er Jahren die etwas überpointierte Losung ausgegeben, nur ein ehemaliger Linker könne ein richtiger Rechter werden. Begründet hatte er dies wie folgt: »Der Linke hat sich die Finger verbrannt; er weiß, worum es geht. Der Liberale jedoch weiß nicht, daß er selbst derjenige ist, der das Feuer gelegt hat (wüßte er es, so wäre er ja ein Linker geworden). Der Linke bringt Methoden und Härte mit, die wir brauchen können. Der Liberale schleppt Bazillen und seine Unbelehrbarkeit mit ein.« Das erklärt, warum viele Maschke-Texte, allen voran seine legendäre »Verschwörung der Flakhelfer« aus dem Jahre 1985, ganz wesentlich zu der geistigen Blutaufrischung der Rechten beigetragen haben. Wenn deren Analysen heute – jenseits des Tantenhaften und Gutgemeinten früherer Zeiten – immer mehr ins Schwarze treffen, hängt das nicht zum wenigsten mit der zündenden Melange aus Kritikpräzision und Esprit zusammen, die Maschkes Werk kennzeichnet.

Eine in Deutschland nicht unbekannt, überregionale Tageszeitung, der zwischenzeitlich selbst die meisten klugen Köpfe, in der Redaktion noch mehr als in der Leserschaft, abhanden gekommen sind, kam denn auch nicht umhin, in einer Besprechung des glänzenden Interviewbandes »*Verräter schlafen nicht*« Günter Maschke als den »komplexesten rechten Kopf, der sich zurzeit auf deutsch äußert«, zu bezeichnen. Wir können und wollen dieser Feststellung nicht widersprechen, verbinden sie aber mit der Hoffnung, daß die herrlich altertümliche Schreibmaschine Maschkes noch so manches Meisterstück anschlägt, das im Establishment für Unruhe und in der sezessionistischen Szene für Begeisterung und Orientierung sorgt. In diesem Sinne, *caro maestro, ad multos annos!*



Der Dissident – Ernst Nolte ist 90

von Thorsten Hinz

Die öffentliche Würdigung für Ernst Nolte an seinem 90. Geburtstag am 11. Januar fiel minimal aus. Das war zu erwarten. Der Grund für die Ignoranz ist ein politischer. In seinem letzten Werk, den *Späten Reflexionen*, hat Nolte ihn benannt: Die Bundesrepublik, schreibt er, lebe »intellektuell in einer ›Normalität der Lüge‹«. Das ändere nichts an ihrem guten Gewissen, weil sie auf dem »Kampf gegen eine andere Lüge, nämlich die nationalistische Mythologie des Nationalsozialismus, gegründet zu sein scheint«. Folglich hebt, wer die Teilwahrheiten aus der NS-Lüge herauspräpariert, die falsche Normalität aus den Angeln und zieht den Zorn derjenigen auf sich, die sich in ihr eingerichtet haben. Die partielle Wahrheit des Nationalsozialismus – seinen »rationalen Kern« – freizulegen, ihn in einen universellen Zusammenhang zu stellen und als Erscheinung und konkrete Reaktion erklär- und verstehbar zu machen – darum hat Ernst Nolte stets gerungen. Die bekanntesten Stichworte dafür sind das »logische und faktische Prius« des Gulag, der Auschwitz vorausging, und der »kausale Nexus«, der sie verbindet.

Die »Lüge« besteht darin, daß Hitler ausschließlich aus einer genuin »deutschen Daseinsverfehlung« (Ernst Niekisch) abgeleitet wird. Faktisch ist sie in den Rang eines staatsideologischen Axioms gerückt, das zum Tabu erhoben und teilweise unter die Obhut des Strafrechts gestellt ist. Sie ist das geistig-moralische Fundament einer Staatsräson der Selbstverneinung, die es im Gegenzug erforderlich macht, die Wirklichkeit einschließlich der historischen Wissenschaften der sinnstiftenden Ideologie anzupassen. Zu diesem Zweck werden alternative Interpretationen der NS-Geschichte unterbunden, wodurch sukzessive der Eindruck entsteht, sie lägen außerhalb jeder Vernunft. Diesem hermetischen Verblendungszusammenhang hat sich Nolte konsequent entgegengestellt. Damit ist er in die Position eines geistigen Dissidenten geraten.

Gewollt hat er das nicht. Welten liegen zwischen seinem heutigen Urteil über die Bundesrepublik und den früheren Einschätzungen ihrer Möglichkeiten. 1974 forderte er in *Deutschland und der Kalte Krieg*, der Bonner Staat müsse sich selber anerkennen, was die Akzeptanz der deutschen Teilung einschloß. Die eigen-

willige, Nolte-typische Begründung lautete: Die geschichtliche Situation, die das Ende des deutschen Nationalstaats herbeigeführt habe, sei »weitaus universeller und monumentaler« gewesen als die, in der Bismarck die Reichseinigung gelungen war. In den Jahren des Bonner Alleinvertretungsanspruchs seien viele Intellektuelle gegen die Wiedervereinigungspolitik gewesen, weil sie die Neuauflage der damit verbundenen Gefahren fürchteten. Deshalb sei die auf das Negative fokussierte »Nationalpädagogik« berechtigt gewesen. Ihre »fruchtbare Lüge durch moralisierende Isolierung« sei nicht mehr notwendig, wenn Deutschland als »staatliche Realität« aufgegeben werde. Dann nämlich würde es »als geschichtliche Realität wieder zugänglich« und als ein sehr normales Land erscheinen. In sein Postulat der betrachtenden Gleichbehandlung bezog er das Dritte Reich ausdrücklich mit ein. Anders gesagt: Um zur politischen und historischen Vernunft zu kommen, mußte die Bundesrepublik sich als eigenständige Entität statt als Provisorium betrachten.

Interessanterweise hatte der Historiker Otto Westphal (1891–1950) in seiner 1950 posthum erschienenen *Geschichte der Neuzeit* die Forderungen Noltés beinahe wortgleich vorgezogen. Dieser reuige »Exfaschist« war überzeugt, daß die Aufarbeitung des NS-Regimes nicht exklusiv aus der Perspektive seiner Besieger erfolgen könne. Das würde nur zu einem »Neufaschismus« führen. Man müsse versuchen, die NS-Herrschaft »historisch zu objektivieren« und dem »Dritten Reich diejenige Würde zurückzugeben ..., die ihm auf Dauer nicht aberkannt werden kann: die einer großen historischen Erscheinung, die die Welt in Atem hielt, und eines schicksalhaften Vollzuges, in dem – und nicht erst seit Hitler – das Unmögliche und das Notwendige eine Verflechtung eingegangen waren, die von so tragischer Vernunft war, wie sie in aller Weltgeschichte waltet.« Die Trias aus »Größe«, »Tragik« und »Un-taten«, unter die Nolte seine späteren Überlegungen zum Nationalsozialismus stellte, ist hier schon enthalten.

Ganz hegelianisch verlangte Westphal, die Welt, die über das Dritte Reich gesiegt hatte, als die vernünftige anzuerkennen, die sich daraufhin ihrer Deutschfeindlichkeit »begeben«

würde. Eine schnelle Wiedervereinigung hingegen würde zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen führen. Er sah für lange Zeit einen westdeutschen Separatstaat voraus, dem er das enge Bündnis mit den USA empfahl.

Doch die weltgeschichtliche Vernunft der Weltkriegssieger (vor allem der USA) besaß noch einen unerkannten Hintersinn, der Westphal wie Nolte über die Möglichkeiten des Weststaates irren ließ. Seit den 1970er Jahren verzichtete die Bundesrepublik zwar auf eine aktive Wiedervereinigungspolitik, doch führte der nationalpolitische Verzicht keineswegs zur erwarteten Versachlichung des historischen Denkens. Vielmehr schritt die Dämonisierung des Nationalsozialismus als ein »absolut Böses« voran und führte zur staatlichen Etablierung des »negativ-germanozentrischen« Geschichtsbildes. Dafür gab es unterschiedliche Motive und Gründe, innere, aber auch äußere. So existierte während des Kalten Krieges ein blockübergreifendes Interesse, die Schuld Deutschlands zu verabsolutieren und zur Legitimierung des internationalen Status quo heranzuziehen. Sie war die historischpolitische Begründung für die Vorherrschaft der beiden Hauptsieger des Weltkriegs, der Sowjetunion und der USA.

Der Historikerstreit 1986 hatte neben dem nationalen daher auch einen internationalen bzw. bündnispolitischen Aspekt. Über seinen Hauptkontrahenten Jürgen Habermas schrieb Nolte, er sei darauf fixiert gewesen, den Nationalsozialismus als ein rein deutsches Thema zu erhalten und so den »vorherrschenden Wahrheitsanspruch des Westens« zu bedienen. Auf dessen schiefer Ebene fand 1990 die Wiedervereinigung statt, die deshalb das Gegenteil einer geistigen Befreiung bedeutete. Nachdem der Westen über die Sowjetunion gesiegt hatte, entfiel nämlich für den »Westen« die Notwendigkeit, auf die Empfindungen der Deutschen gewisse Rücksichten zu nehmen. Das Gebot hatte sich daraus ergeben, daß die Blockkonfrontation mitten durch Deutschland gegangen war und den Deutschen in Ost und West abverlangt hatte, die jeweils höchsten Risiken zu tragen. Die Schonung, die man ihnen gewährte, war die Gegenleistung für ihre Loyalität.

Mit dem Mauerfall änderten sich die Voraussetzungen. Umso mehr störte Nolte mit seinem Beharren auf der Historisierung des Nationalsozialismus. Die über ihn verhängte Quarantäne wurde verschärft. In einem neueren, enzyklopädisch angelegten Werk zur Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik findet sein Standardwerk, *Der Faschismus in seiner Epoche*, nicht einmal im Kapitel über Faschismustheorien mehr Erwähnung. Nolte kommentierte: Während die Söhne auf sehr deutsche Weise »antideutsch« gewesen seien, gerieten die Enkel sich als »Inquisitoren der Kosmopolis«. Wenn erst die Erkenntnis durchgreife, daß diese Kosmopolis in Wahrheit eine »amerikanische« sei, würden jedoch die Karten neu gemischt.

Bis dahin kann man nur konstatieren und kommentieren, wie der Nationalsozialismus

und der Holocaust als negative Referenzpunkte einer globalen Zivilreligion durchgesetzt werden. Ein wirksamer Hebel sind die Restitutions- und Entschädigungsforderungen, die seit 1989 aus den USA an europäische Staaten und Institutionen gerichtet werden. Rechtliche und morali-



sche Argumente dienen als Vehikel für globalstrategische Interessen und politische und ideologische Ansprüche.

Ihren einfühlsamsten Interpreten findet diese Politik in dem deutsch-israelischen Historiker Dan Diner (einem eifrigen Nolte-Rezipienten), der einen »anthropologischen Nexus von Gedächtnis und Eigentum« feststellte. Durch die »Wiederherstellung vorausgegangener Eigentumsverhältnisse« seien »die mit jenen Verhältnissen verbundenen Erinnerungen verlebendigt« worden. Zur Verlebendigung gehört laut Diner auch das Holocaust-Mahnmal mit seinem »geradezu paradigmatischen Charakter ... Berlin entwickelt sich zunehmend zu einem universellen Gedächtnisort der Vergangenheit.« Der Holocaust erhalte »zunehmend die Bedeutung eines Gründungsereignisses«, vergleichbar der Reformation oder der Französischen Revolution, und würde zur »erkenntnisleitenden Warte einer integrierten europäischen Historie«.

Doch ohne Repression und Gesinnungskonditionierung und -kontrolle – das zeigt alle Erfahrung – wird die Transzendierung der »Lüge« nicht zu haben sein, und so stellt sich tatsächlich die Frage, ob unter dem Vorzeichen des »Anti-« ein übernationaler »Neufaschismus« entsteht, der freilich die Deutschen mehr als alle anderen Völker gefährdet. Was für andere zum Herrschaftsmittel geraten kann, bedeutet für sie mit Sicherheit die geistig-moralische und politische Selbstvernichtung.

In diesem Spannungsfeld ist und bleibt Ernst Nolte mit seiner Forderung nach der Historisierung des Dritten Reiches die unverzichtbare Referenzfigur einer geistigen Gegenwehr.

Stalingrad – 70 Jahre danach

von Olaf Haselhorst

Am 2. Februar 1943 ergab sich das letzte deutsche Widerstandsnest im berühmten Traktorenwerk von Stalingrad. Bereits zwei Tage zuvor war Generalfeldmarschall Friedrich Paulus, der Oberbefehlshaber der 6. Armee, in sowjetische Gefangenschaft gegangen. Ihm folgten 110000 Soldaten. Mitte Dezember 1942 hatte die Stärke der eingekesselten Verbände noch 230000 Mann betragen, bis zum 24. Januar 1943 wurden etwa 40000 Verwundete und Spezialisten ausgeflogen. Etwa 80000 waren bei den Kämpfen ums Leben gekommen.

Zum 70. Jahrestag der Kapitulation sind eine Reihe von Publikationen erschienen. Der Fischer Verlag hat aus diesem Anlaß das 20 Jahre alte Werk von Wolfram Wette und Gerd Überschär (*Stalingrad: Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch 2012, 336 S., 10,99 €) wieder aufgelegt. Das Buch war 1992 erschienen, um der äußerst populären Darstellung des Erfolgsautors Paul Carell (eigentlich Paul Karl Schmidt; *Stalingrad: Sieg und Untergang der 6. Armee*, Berlin 1992) aus seinem Bestseller (*Unternehmen Barbarossa: der Marsch nach Rußland*, Berlin 1963) aus etablierter Sicht Paroli zu bieten. Als Anti-Carell aufgemacht, bemühen sich Wette und Überschär, den – wie sie sagen – Mythos von der sauberen Kriegsführung der Wehrmacht zu zerstören und den Charakter des Rußlandfeldzuges als rassenideologischen Vernichtungskrieg herauszuarbeiten. Diese Arbeit, die ganz im destruktiven Geist von Reemtsmas Anti-Wehrmachtsausstellung gehalten ist, sagt weniger über den Kampf um Stalingrad als über die Auseinandersetzung um die historische Deutungshoheit in den 1990er Jahren aus.

Dagegen befaßt sich die Neuerscheinung von Reinhold Busch (*Stalingrad: Der Untergang der 6. Armee. Überlebende berichten*, Graz: Ares Verlag 2012, 464 S., 24,90 €) mit dem Kampf, mit dem Leid und der Not der Männer, die mit der 6. Armee in Stalingrad eingeschlossen waren. Der Autor läßt die überlebenden Soldaten zu Wort kommen, vom einfachen Grenadier bis zum General, die nach Krieg und Gefangenschaft ihre Erlebnisse zu Papier gebracht haben. Das Werk ist in drei Teile gegliedert. Der erste umfaßt die Berichte der wenigen Glücklichen, die aus dem Kessel ausgeflogen wurden, sowie die Erinne-

rungen der Flugzeugbesatzungen, die in den Kessel einflogen. Teil zwei stammt von Soldaten, die die sowjetische Gefangenschaft überstanden haben, und Teil drei legt den Schwerpunkt auf das Schicksal der Gefangenen während der Todesmärsche und in den Todeslagern. Die Stärke dieses Buches ist, daß hier die Betroffenen aus ihrer Sicht die Ereignisse schildern, ohne daß nachgeborene Historiker dem Publikum mittels »Interpretationen« nahelegen, wie das Dargestellte politisch korrekt verstanden werden muß. Jeder Leser kann sich so selbst sein Urteil bilden.

Der an der Rutgers-Universität New Jersey lehrende Jochen Hellbeck legt in seinem Buch (*Die Stalingrad-Protokolle: Sowjetische Augenzeugen berichten aus der Schlacht*, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2012, 608 S., 26 €) eine umfassende Dokumentation der Kriegsergebnisse vom Juni 1942 bis zum 2. Februar 1943 vor. Es handelt sich um eine zeitnah entstandene, von einer sowjetischen Historikergruppe gesammelte Darstellung der Kampfhandlungen aus der Sicht sowjetischer Soldaten. Der Autor versucht zu zeigen, daß die hohe Kampfkraft der Roten Armee weniger durch Gewaltmaßnahmen als durch systematische politische Schulung der KP und ihrer Politikkommissare entstanden sei. Hellbecks Feststellung, der parteipolitische Apparat habe »eine weltanschauliche Geschlossenheit in der Vorstellungswelt von Rotarmisten« erzeugt, läßt sich jedoch mit dem von ihm vorgelegten Zeitzeugenberichten nicht hinreichend belegen. Auch für seine Kritik, die bisher vorliegende Forschungsliteratur habe das Ausmaß der Erschießungen von sowjetischen Mannschaften und Offizieren, wenn sie sich den Angriffsbefehlen widersetzen, stark übertrieben, bringt er keine verlässlichen statistischen Belege. Hellbeck schildert im einzelnen, wie die Aufzeichnungen durch die Historikerkommission, die noch während der Kämpfe ihre Arbeit aufnahm, zustande kamen. Jedoch verspricht das Werk keine neuen Erkenntnisse über den Verlauf des Kampfgeschehens, zumal die militärische Strategie der deutschen Führung von der Forschung eingehend untersucht worden ist, und ebensowenig über die Mentalität der sowjetischen Soldaten, die einer offiziellen Kommission, die in Stalins Auftrag angereist war, sicher nur das zu Protokoll gegeben haben, was der Parteiwahrheit nahekam.

Das ZDF brachte zur besten Sendezeit (11. Dezember 2012, 20.15 Uhr) eine Doku-Soap (»Stille Nacht in Stalingrad«) aus der Historienküche Guido Knopps. Es handelte sich um ein aus Spielszenen, Zeitzeugenaussagen und historischen Aufnahmen zusammengerührtes Machwerk der bekannten Art, das sich besonders mit dem Heiligabend 1942 befaßte. Der deutsche Rundfunk sendete traditionell am 24. Dezember eine Live-Übertragung von allen Einsatzorten deutscher Soldaten, vom Nordkap über die Atlantikküste und Afrika bis nach Stalingrad (»Hier ist Stalingrad! Hier ist die Front an der Wolga!«). Während die Deutschen in der Heimat um ihre an der Front stehenden Väter und Männer bangten, erhielten die Soldaten Weihnachts-Sonderzuweisungen an Schokolade, Zigaretten und Alkohol. Aber ihr Wunsch, nach Hause zurückzukehren, sei ihnen von Hitler verwehrt worden.

Auch populärwissenschaftliche Geschichtsmagazine haben sich des Themas angenommen. *Militär & Geschichte*, Heft Nr. 66 (Dezember 2012/Januar 2013), widmet sich der Vorge-

kriegsliteratur und -film ein. Leider läßt die Ausgewogenheit der Darstellung zu wünschen übrig. Aufrufe Hitlers an deutsche Soldaten, im Kessel durchzuhalten, sich einzuigeln und auf Entsatz zu warten, seien Ausdruck des »Starrsinns« des NS-Diktators gewesen, während der Appell des späteren Marschalls Tschuikow an die Rotarmisten, »lieber für die Heimat [zu] sterben als sich [zu] ergeben«, als Beweis für die Vaterlandsliebe und den (in diesem Fall) bewunderungswürdigen Durchhaltewillen gesehen werden müsse. Der Chefredakteur des Blattes, Tammo Luther, weiß sogar, daß bereits vor der Einkesselung »Paulus' Männer mehr und mehr die Hoffnung auf einen erfolgreichen Ausgang« der Schlacht verloren hätten, während die »an Entbehrungen gewöhnten sowjetischen Soldaten getreu [und] verbissen um jedes Haus, jedes Erdloch und jede Fabrikhalle« kämpften. Daß sich der von Luther so gerühmte Sowjetbefehlshaber Wassili Tschuikow die »Treue« seiner Soldaten weniger mit Hilfe von Sonderrationen von »Butter, Zucker und Zigaretten« als durch Massenerschießungen von



schichte der Operation »Blau«, der deutschen Sommeroffensive nach Stalingrad und in Richtung Kaukasus. Schwerpunkt des Artikels von Oliver Richter ist dabei die Operation »Wintergewitter«, mit der die in Stalingrad eingeschlossene 6. Armee entsetzt werden sollte. Die Darstellung ist sachlich und ausgewogen, zumal auch erörtert wird, daß Hitler durchaus rationale Gründe hatte, den Ausbruch der 6. Armee zu verbieten. Zum einen nennt der Autor das erfolgreiche Ausharren deutscher Kampfgruppen im eingeschlossenen Demjansk im Winter 1941/42, die aus der Luft versorgt wurden, bis der Kessel im Frühjahr 1942 von Westen her entsetzt werden konnte. Zum anderen band die 6. Armee am Wolgaknie kampfkraftige Einheiten des Gegners, die den Sowjets fehlten, um den ganzen Südflügel der Ostfront zum Einsturz zu bringen.

Die Zeitschrift *Clausewitz* hat zum Komplex Stalingrad ein Spezialheft auf den Markt gebracht, das in mehreren Artikeln die Vorgeschichte und den Verlauf des Feldzuges sowie den Untergang der 6. Armee in der Wolgastadt zum Inhalt hat. Darüber hinaus geht das Heft auf das Schicksal der Zivilbevölkerung, das Leiden der deutschen Kriegsgefangenen und auf die Erinnerungskultur in NS-Propaganda, Nach-

vermeintlichen Drückebergern und Deserteuren sicherte, wird verschwiegen.

Der Abbruch des deutschen Befreiungsversuches am 22. Dezember besiegelte das Schicksal der 6. Armee. Sie kämpfte weiter, um feindliche Kräfte zu binden und um den im Kaukasus stehenden Verbänden der Wehrmacht den Rückzug auf den Kuban bzw. auf Rostow zu ermöglichen. Ein Beitrag im Heft behandelt den ersten Versuch der Sowjets, die Landser im großen Stil mit Propaganda über Lautsprecher und Flugblätter zum Aufgeben des Widerstandes zu bewegen. Groteskerweise versprach man denjenigen, die die Waffen niederlegten, eine »Garantie für Leib und Leben«. Allein die Tatsache dieses Angebots verdeutlicht, daß sich dieses aus der Haager Landkriegsordnung und der Genfer Konvention – Vertragswerke, denen die UdSSR nicht beigetreten war – ergebende Recht auf Unversehrtheit den Kriegsgefangenen der Roten Armee ansonsten nicht zugestanden wurde – und auch für die Landser, die nach der Kapitulation von Stalingrad in die Hände der Sowjets fielen, offenbar keine Geltung hatte: Nach sechs Monaten sowjetischer Lagerhaft war bereits jeder zweite Soldat der 6. Armee tot. Von 110000 Gefangenen kehrten lediglich 6000 in die Heimat zurück.

Schöne Literatur

Timur Vermes: *Er ist wieder da*, Roman, Köln: Eichborn 2012. 396 S., 19,33 €

Zu den Weiestunden des Geschichtsunterrichts gehört landauf, landab die große Erzählung über das Geschwisterpaar Scholl. Die Frage des Lehrers steht im Raum: »Wäret nicht auch ihr in den Reihen der Weißen Rose mitgezogen?« Billig ist die Antwort: Ja, wir wären – vor allem gegen jenen Hitler, den man uns zuvor serviert hat: diese Mischung aus Monster und Vollidiot, krankem Hirn und lächerlichem Gefuchtel. So geimpft, hält man es kaum für möglich, daß Millionen Deutsche diesen Mann verehrten und wählten. »Den Grund dieser Verehrung«, sagt der 1967 geborene Autor Timur Vermes in einem Gespräch mit der *Süddeutschen Zeitung*, »kann Ihnen heute kaum noch jemand erklären. Die Medien zeigen vor allem den Monsterhitler, der alle einschüchtert, und den Kasperhitler. Seine Wähler von damals sehen von diesem Standpunkt aus wie Idioten. Und wir zappen beruhigt weiter: Heute sind wir schlauer, wir würden nie Monstern oder Kaspem hinterherlaufen.« Und dann folgt die Ehrenrettung einer ganzen Generation: »So schlau wie wir waren die damals aber schon auch.« Man sollte diese paar Sätze als Begründung dafür lesen, daß Timur Vermes einen Roman über Hitler geschrieben hat. Er läßt darin gleich zu Anfang den »Führer« im Jahre 2012 – seit 1945 nicht gealtert – in einem Berliner Hinterhof wiedererwachen. Vermes schrieb – glaubt man seinen Worten – aus Sorge um die heutige Verführbarkeit der Menschen und schickt einen pflichtbewußten, höflichen, gewinnenden, lernbegierigen und vor allem glänzend beredten Hitler in der Ich-Form durch das Berlin von heute, um aus ihm einen Fernsehstar

mit politischer Ambition zu machen: »Es wird kein Hitler mehr kommen, aber wir werden anderen Formen der Verführung ausgesetzt sein. Das müssen wir verinnerlichen.« Soweit. Aber: Ich glaube Timur Vermes kein Wort. Sein Buch ist keine Warnung, und die Beispiele, die Vermes im weiteren Verlauf des Interviews anführt, um zu zeigen, wo dem Leser das Lachen im Halse steckenbleiben sollte, sind ausnahmslos die plumperen, weniger glücklichen. Die Stellen hingegen, an denen Vermes zu großer Form aufläuft, sind ebenso hintergründig wie messerscharfe Bloßstellungen des lebenden politischen und medialen Personals unserer Republik. Da wittern die Macher einer Produktionsfirma einen sehr authentischen Kabarettisten – und nach ein paar erfolglosen Versuchen, hinter die wahre Identität dieses Hitlers zu kommen, machen sie einfach weiter: Für dieses Genie gelten andere Gesetze, und am Ende wollen alle mit diesem Quotensieger gewinnen. Da nimmt Hitler an Putin daselbe wahr, was ihm schon an Mussolini mißfiel: die Neigung, sich mit freiem Oberkörper und irgendeinem Werkzeug oder einer Waffe ablichten zu lassen. Sobald ein Politiker sein Hemd ablege, sei die Politik am Ende, räsoniert der stets würdig gekleidete Führer. Hitlers Besuch in der NPD-Zentrale endet in einem vernichtenden Urteil über diese stümperhaften Erben. Und außerdem: »Was soll mit Zwickau sein? Was hat das mit Terror zu tun? Wovor soll man denn da Angst haben? Daß diese mentalen Rohrkrepierer überhaupt existierten, hat man ja erst daran gemerkt, daß sich zwei von diesen Dummlingen selbst umgebracht haben.« Da ist die Szene in einem Bier-

zelt auf dem Oktoberfest, jenem Ort, der anscheinend jede Frau verpflichte, »sich in ein Kleid zu pressen, das bemüht dem der Landbevölkerung nachempfunden war«. Es folgen entlarvende, beschämende Dialoge mit dem Geldadel der A- und B-Prominenz, Lothar Matthäus tritt auf, und am Ende signiert Hitler ein Dirndl: »Sind sie wahnsinnig?« kreischt die Dame. »Ich kann doch nicht mit einem Hakenkreuz auf der Brust über die Wiesen rennen!« – »Aber selbstverständlich können Sie das, wir haben ja nicht mehr 1924. In diesem Land gibt es vielleicht keine vernünftige Regierung, aber

auf die Meinungsfreiheit lassen diese parlamentarischen Schwätzer ja nichts kommen.« Renate Künast kommt naserümpfend ins Studio, sie wird von Hitler regelrecht vorführt: Erstaunliche Parallelen zwischen den Grünen von heute und der NSDAP von damals tun sich auf! Über allem steht der wie ein Mantra wiederholte Grundsatz Hitlers, daß jede Regierungsentscheidung einen Verantwortlichen kenne, der zu dem stehen müsse, was er angeordnet habe. Und am Ende des Buches wird die Absättigung der Hartz-IV-Bezieher als der gelungene Versuch beschrieben, jedes Aufbegehren gegen ein Leben als überflüssiger Konsument zu ersticken. Das soll ein Wehret-den-Anfängen in Form einer Satire sein? Keinesfalls! Timur Vermes hat seinen Überdruß an der Verantwortungslosigkeit und am Polit-Gefasel aufgeschrieben, und zwar auf eine der wenigen in diesem Land möglichen Weisen, die einem vom Betrieb abhängigen Intellektuellen bleiben: in einem Ton, den man für dauerwitzig hält, wenn man nicht mehrschichtig zu lesen versteht.

Götz Kubitschek



Intellektuellenpolitik

Stefan Breuer: *Carl Schmitt im Kontext. Intellektuellenpolitik in der Weimarer Republik*, Berlin: Akademie Verlag 2012. 303 S., 49,80 €

Meist ist auch der stattlichste Baum nur Teil eines Waldes, und deshalb ist es notwendig, einen Denker im Kontext zu betrachten. Ausgerechnet gegenüber Carl Schmitt, dem rastlos kontaktfreudigen Anreger, wird diese Einsicht gern ignoriert. So finden sich in der ozeanischen, längst nicht mehr überschaubaren Sekundärliteratur zwar Aberhunderte von Texten, die man als »Schmitt- und ...«-Studien bezeichnen mag: Schmitt und Agamben, Schmitt und Benjamin, Schmitt und Cioran, Schmitt und Derrida, Schmitt und Günter, Schmitt und Derrida, Schmitt und Güntersloh, Schmitt undso weiter; doch der Nährwert der meisten dieser Abhandlungen ist gering, und sie verdanken sich zu ihrem größeren Teil dem feuilletonistischen Anknüpfungsgewerbe und dem akademischen Permutations-Zirkus – die geisteswissenschaftlichen Fakultäten sind schon lange Fabriken, bei denen es auf den Ausstoß ankommt und nicht auf den Nutzen der Erzeugnisse. Was fehlt, sind Untersuchungen zu Autoren, die Schmitts Motive teilten und sogar weiterentwickelten, etwa Paul Baradon, Carl Biffinger, Axel Freiherr v. Mandelsloh, Heinrich Rogge, Gustav Adolf Walz, Ernst Wolgast: Es sind vor allem Völkerrechtler, deren Beziehung zu Schmitt im Dunkel bleibt. Der Grund dafür wie auch der für die geringe Zahl der Monographien über den Völkerrechtler Schmitt – von rund 430 Büchern über ihn behandeln ganze fünf oder sechs dieses Thema – findet sich wohl in der sonst so gerne beschworenen »Aktualität« des Werkes Schmitts. Der längst in Gang gekommene Weltbürgerkrieg mit seinem gnadenlosen mi-



litärischen Humanismus, mit seiner noch zunehmenden Ununterscheidbarkeit von Krieg und Frieden, mit seiner Pervertierung des Gerechten Krieges und seinen verlogenen Moraltrumpetereien (währenddessen der Friedensnobelpreisträger den Massenmord per Fernbedienung, sprich Drohnenkrieg, ausüben läßt) – das ist die Realität, die rhetorisch beklagt und analytisch gemieden wird. Diese bössartige Welt des Universalismus hat Schmitt während des Interbellums vorhergesehen. Heute ist sie wahr geworden und findet auch noch ihre Rechtfertiger. Auch Stefan Breuer meidet in seinem neuen Buch diesen so aktuellen Kontext und befaßt sich nur mit der Zeit von 1918 bis 1933. Er schildert, ohne die in Deutschland fast übliche *malice* gegenüber Schmitt, dessen Beziehung zu einigen Intellektuellen der Weimarer Zeit. Schmitts Verwurzelung in der Münchener Bohème der Kriegs- und Nachkriegszeit wird, durchaus kundig, beschrieben; besonderes Augenmerk findet dabei Theodor Däubler und dessen Kulturkritik in seinem Opus magnum, *Das Nordlicht*. Jeder Bewunderer Däublers weiß, daß in diesem ca. 1200 Seiten umfassenden Werk einige groteske Stilblüten wuchern.

Es deshalb »eine monströse Schwarte« zu nennen und seinen großen Dichter als »das männliche Gegenstück zu Friederike Kempner« zu bezeichnen, erheischt Satisfaktion. Danach befaßt sich Breuer unter anderem mit dem Einfluß von Sieyès auf Schmitt und erörtert die Beziehung zu Max Weber. »Monströs« darf man hier Breuers Repetition des längst Bekannten nennen. Später geht es um den Einfluß Schmitts auf Zeitschriften der »Konservativen Revolution« (die Validität dieses Begriffs bezweifelt Breuer mit großem Recht) wie *Der Ring* und *Deutsches Volkstum*, und damit um Schmitts Schüler Ernst

Forsthoff, Ernst Rudolf Huber und Karl Lohmann, die seine Gedanken während der Präsidialregierungen in kleiner Münze unter Volk brachten. Erfreulicherweise macht Breuer dabei deutlich, daß es Schmitt zwar kaum um die »Rettung Weimars« ging, immerhin aber um das Fernhalten Hitlers von der Macht. Man muß freilich auch hier feststellen, daß dies alles schon weidlich behandelt wurde (auch von Breuer in früheren Veröffentlichungen), so daß die etwas langweilige Aura von – zuweilen anspruchsvollen – Gedächtnisübungen entsteht. Gewiß, Wiederholung ist die Mutter der Studien, aber »man kann alles übertrieben«, hätte Schmitt dazu gesagt. Am ergiebigsten sind da noch Breuers Schilderungen der damaligen »Links-Schmittianer« Otto Kirchheimer, Ernst Fraenkel und Franz Neumann, die doch bis 1933 eifrig und verehrend zu den Füßen des Meisters saßen und so frei waren, dessen Argumente für ihre Intentionen zu nutzen. Breuers Buch, wegen seiner ziemlich durchgehenden Fairneß gegenüber Schmitt lobenswert, hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. Es täuscht, einer Unsitte besonders in romanischen Ländern folgend, Kapitel vor, die letztlich selbständige Aufsätze sind, und fingiert auf diese Weise eine nicht vorhandene Kohärenz. Vor allem aber verschwinden hinter der »Intellektuellenpolitik« die Politik und das Politische. Weder Genf noch Versailles, weder die Rheinlandbesetzung noch der Artikel 48 der Weimarer Reichsverfassung, weder die von den Siegermächten betriebene Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln noch die damals immer neu einsetzende Demütigung Deutschlands auf internationalem Parkett werden wirklich sichtbar – sie sind bei Breuer nur ein bläßlicher Hintergrund. Einige wenige energische Seiten, und Schmitts Ideen wären faßbarer und unfäßbarer geworden und hätten mit den Mängeln des Buches versöhnt.

Günter Maschke

Neuer Bund mit der Technik

Norbert Bolz: *Das Gestell*, München: Wilhelm Fink 2012. 137 S., 16,90 €

Norbert Bolz gehört seit Jahrzehnten zu den interessantesten Denkern auf dem weiten Feld der Kulturwissenschaften. Zu seinen Gewohnheiten gehört es, in relativ kurzer Zeit viele, meist knappe Abhandlungen vorzulegen, die sich besonders durch stilistische Brillanz auszeichnen.

Das gilt auch für die neue Publikation über das »Gestell«. Diese von Heidegger geprägte Bezeichnung will das Wesen der Technik erörtern und meint letztlich die moderne Welt, in der alles vorrätig, nutzbar und überall hinstellbar ist. Letztlich geht es Heidegger um die metaphysische Grundhaltung, die die Technik hervorbringt.

Bolz greift die Thematik auf, die sich zu Zeiten Heideggers in einem anderen Stadium als heute befand. Wichtige Referenzdenker neben dem Freiburger Philosophen sind Max Weber (mit seiner religionssoziologischen Analyse), Carl Schmitt (mit seiner Darstellung des neuzeitlichen Neutralisierungsprozesses) und Edmund Husserl (mit seiner These von der Lösung der Wissenschaft von der modernen Lebenswelt).

Während bei diesen Autoren die Technik, ja die moderne Welt insgesamt, noch den Geruch eines unwahren Ganzen von Kapitalismus und Entfremdung trägt, kommt der mindestens eine Generation jüngere Niklas Luhmann zu einem anderen Ergebnis. Er sieht Technik zuerst als Mittel zur Lösung zentraler Probleme der Gegenwart, vom Global Warming bis zur Energieversorgung. Dem stimmt sein Rezipient Bolz weithin zu. Er kann mit der weithin grassierenden »german Angst«, die sich zuletzt nach dem Unglück von Fukushima gezeigt hat, wenig anfangen.

Die faszinierenden Erörterungen der Studie können hier nicht im Detail dargelegt wer-

den. Es sei lediglich auf das Kapitel »Der neue Bund mit der Technik« (eine Anspielung auf Ernst Jünger) verwiesen, in dem der Verfasser zeigt, welche Konsequenzen es nach sich zieht, wenn die Grundbausteine unserer Welt (Bits, Atome, Neutronen und Gene) im Nanobereich als Einheit begriffen werden können. Stand im vorletzten Jahrhundert für Szientisten eine vermutete *mathesis universalis* hoch im Kurs, so bleibt abzuwarten, wie die Kulturwissenschaften in der Gegenwart auf die neuen Möglichkeiten der Unifizierung reagieren werden. Bolz ist Vordenker einer vorausschauenden, mitunter technizistisch anmutenden Betrachtungsweise. Er erklärt die Diskursfanatiker unter den Intellektuellen für obsolet, weil Diskursivität mehr und mehr durch Algorithmen ersetzt würde. Schlechte Aussichten für Großtheoretiker Frankfurter Provenienz. Was fällt, darf durchaus noch gestoßen werden!

Felix Dirsch

Keine Halbbarbaren: Die Parther

Uwe Ellerbrock/Sylvia Winkelmann: *Die Parther. Die vergessene Großmacht*, Mainz: Philipp von Zabern 2012. 291 S., 29,99 €

»Die vergessene Großmacht«, der Untertitel des Buches von Uwe Ellerbrock und Sylvia Winkelmann umreißt schon dessen Zentralessage: Die Parther, deren Reich zwischen dem dritten vor- und dem dritten nachchristlichen Jahrhundert bestand und sein geographisches Zentrum im Raum des heutigen Iran hatte, schufen einen der bedeutendsten Staaten der Antike. Trotzdem spielen sie für das europäische Geschichtsbild praktisch keine Rolle. Eher ist dem einen oder anderen bewußt, daß es neben dem römischen ein chi-

nesisches Imperium gab. Die Parther erscheinen bestenfalls in der Rolle von Feinden Roms und werden dann einer Gruppe von Barbaren und Halbbarbaren subsumiert, die jenseits der Grenzen lauer-

ten. Wie falsch diese Wahrnehmung ist, kann man der Tatsache entnehmen, daß allein die Parther in der Lage waren, nicht nur Legionen zu schlagen, sondern auch Kaiser gefangenzunehmen und zu töten. Neben die militärische Gleichrangigkeit tritt die zivilisatorische, wenn man bedenkt,

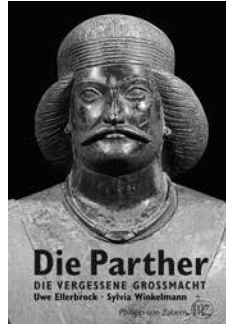
wie stark ihre Kultur die spätrömische, dann die byzantinische und die mittelalterliche in wesentlichen Punkten religiös, geistig und materiell beeinflusst hat. Das Spektrum reicht von der Idee des Jüngsten Gerichts über die Legende von den »Heiligen Drei Königen«, den Grundmotiven des Parzival und des Panzerreiters als Träger des Feudalwesens bis zur Durchsetzung der Hose als männliche Normalkleidung. Das alles und mehr kann man dieser übersichtlichen und gut lesbaren Darstellung entnehmen, die vom Zabern-Verlag in gewohnt solider Qualität ausgestattet wurde.

Karlheinz Weißmann

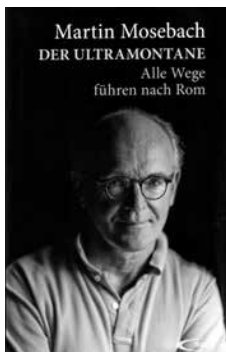
Ein Gefühl für die Vorläufigkeit unserer Umstände

Martin Mosebach: *Der Ultramontane. Alle Wege führen nach Rom*, Augsburg: Sankt Ulrich 2012. 160 S., 16,95 €

Daß der Schriftsteller und Büchnerpreisträger Martin Mosebach gläubiger Katholik und souveräner Verteidiger der vorkonziliaren, lateinischen Liturgie ist, hat sich unter Konservativen herumgesprochen. Seine *Häresie der Formlosigkeit* (zunächst Karolinger, später Hanser) gehört zu den Schlüsselwerken, die im *Staatspolitischen Handbuch* des Instituts für Staatspolitik jedem gutsortierten Bücher-



schränk anempfohlen sind. Mosebach selbst wird in Band 3 dieses Handbuchs als Vor-denker gewürdigt. Seine Textsammlung *Der Ultramontane* unterstreicht seinen Ruf und bestätigt seine Würdigung. Mosebach ist zweifelsohne selbst ein Ultramontaner, also einer jener fast anachronistischen Katholiken, deren Loyalität zu einem entscheidenden Teil nicht ihrem Vaterland, sondern dem Papst in Rom gilt: jenseits der Berge – *ultra montes*. Wo dieser Begriff nach der Reichsgründung von 1871 den Preußen als Schmähwort gegen den unzuverlässigen, katholischen Süden diente, hat er heute jede Wucht verloren. »Ultramontanismus heißt, ein Gefühl für die Vorläufigkeit unserer Umstände zu entwickeln, zu lernen, sie als Übergangsphase zu begreifen«, heißt es im Titel-Aufsatz. Ist das nicht tröstlich angesichts des offenen Wahns vieler intellektueller Diskussionen und politischer Entscheidungen unserer Gegenwart? Und kräftigt es nicht jeden Konservativen, »daß die Gesellschaft seines Heimatlandes in den Fragen von Recht und Moral nicht das letzte Wort zu sprechen hat«? Ultramontanismus nämlich »ist die große, antitotalitäre Verweigerung«, und dies ernstgenommen führt zu Widerstandsakten, wo sich die »deutsche Zivilreligion und ihre Doktrinen« das Setzen von Maßstäben vorbehalten möchten. Mosebach hat das ungewollt bewiesen, als er im Juni 2012



Thesen zum Druck freigab, die eigentlich nur ein Diskussionsimpuls für eine Tagung über die Grenzen der Kunst sein sollten. »Vom Wert des Verbotens« (Text 13 im Buch) enthält Mosebachs Verstehen-Wollen gläubigen Unmuts gegen blasphemische Darstellungen dessen, was für einen Künstler wohl Spielmasse, für einen Gläubigen indes objektive Wahrheit ist. Mosebach hatte nach dem Erstdruck

seiner Überlegungen in der *Frankfurter Rundschau* nicht mit der Vehemenz der Reaktionen gerechnet, vor allem nicht mit dem Unwillen des Feuilletons, wohlwollend und nüchtern zu lesen. Er wird aus dieser Debatte einiges gelernt haben und auf einen entrümpelten Bekanntenkreis blicken. Indes: Man täte dem Buch unrecht, wollte man es brisant lesen. Nach der Lektüre der 16 im Band versammelten Texte geht man gelassener durch den Tag. Glanzstücke sind jene über »Das Gebet« und über das Amtsverständnis Benedikts XVI.: »Er ist ja nur der Papst«. Hier dient Mosebach der Sprache – und würde wohl, lobte man ihn, zur Antwort geben, er sei ja nur der Autor.

Götz Kubitschek

Wie souverän ist Deutschland?

Karl Albrecht Schachtschneider: *Die Souveränität Deutschlands. Souverän ist, wer frei ist*, Rottenburg: Kopp 2012. 384 S., 19,95 €

Nichts bevorzugen weite Teile der bundesrepublikanischen politischen Elite so sehr wie die Abtretung von Hoheitsrechten nach Brüssel. Meist wird davon ausgegangen, daß die Europäische Union die ihr übertragenen Aufgabenfelder besser erledigt als entsprechende nationale Einrichtungen. Welche Folgen hat es, wenn die staatliche Souveränität in Europa »längst ad absurdum« geführt sei, wie Ende 2011 der amtierende Finanzminister bekundete? Dann regieren andere Mächte, jedenfalls nicht die Institutionen, die vom Grundgesetz der Bundesrepublik vorgesehen sind. In solchen Fällen kann man von verfassungswidriger Fremdbestimmung sprechen. Vor einem derartig existentiellen Hintergrund sollte jeder, dem am Wohlergehen Deutschlands gelegen ist,

dankbar sein, wenn eine namhafte Stimme wie die des emeritierten Erlanger Staatsrechtslehrers Karl Albrecht Schachtschneider sich gegen eine weitere Aushöhlung der eigenen Souveränität ausspricht. Die Studie des Juristen ist in fünf Abschnitte gegliedert: Vorbegriffe, das heißt Überlegungen aus der Staatslehre; Souveränität; freiheitliche Souveränität; Deutschlands Souveränität; Souveränitätsverletzungen der europäischen Integration. Der Verfasser holt weit aus. Er berücksichtigt die Reflexionen der neuzeitlichen Staatsphilosophen, insbesondere die seines Lieblingsdenkers Immanuel Kant, ebenso wie aktuelle Souveränitätslehren. Abgesehen vom pauschalen Abkanzeln Carl Schmitts, das dessen Lebensleistung in toto nicht gerecht wird, ist Schachtschneider wohl recht zu geben, wenn er ein Desiderat der Staatslehre bemängelt: Sie habe es versäumt, eine Souveränitätsdoktrin zu entwerfen, die aus der Freiheit und Autonomie der Bürger fließe. Kritisch steht Schachtschneider dem realen Parteienstaat gegenüber. Im Hauptteil liefert der Autor, der einer breiteren Öffentlichkeit als Kläger gegen den Vertrag von Lissabon wie auch gegen die EU-Rettungspolitik bekannt geworden ist, detaillierte Nachweise der EU-Eingriffe in die nationale Souveränität. Dazu zählen unter anderem die massive Tangierung der Subsidiarität durch den Brüsseler Zentralismus, die »souveränitätswidrige Währungsunion« und die verschiedenen Maßnahmen der EZB (ESM, »Haushaltsdiktatur« etc.). Schachtschneider verweist mit Nachdruck darauf, daß die EU nur existiere, um Deutschland einzubinden und (in nicht geringem Maß deutsche) Steuergelder in teils schwindelerregender Höhe umzuverteilen. Ein oft zu hörendes Argument, Deutschland könne seine Produkte in der Eurozone zu günstigen Konditionen verkaufen, schwächt der Gelehrte deutlich ab. Bereits die WTO-Mitgliedschaft der EU-Länder mache einen zollfreien Handel möglich.

Es liegen derzeit kaum Abhandlungen vor, die auf einem derart profunden Niveau belegen, wie sehr die bisherigen Integrationsschritte der EU grundlegende Verfassungsprinzipien von Demokratie, Rechts- und Sozialstaat berühren und eine »EU-Diktatur« am Horizont aufleuchten lassen. Eine Pflichtlektüre für jeden politisch Interessierten.

Felix Dirsch

Vom latenten Wunsch, kein Deutscher mehr zu sein

Hans Ulrich Gumbrecht: *Nach 1945. Latenz als Ursprung der Gegenwart*, Berlin: Suhrkamp 2012. 355 S., 24,95 €

Der Rezensent liest Gumbrecht mit einem immer wiederkehrenden Gefühl der Enttäuschung. Es gibt garantiert irgendeinen brillanten Gedanken, dem zu folgen sich lohnt, einen Sachverhalt, den er nennt und über den man gern Genaueres wüßte. Aber keine Erwartung wird erfüllt, die Texte Gumbrechts verlieren sich rasch in Belanglosigkeiten oder verstiegene Argumentationen. Leider gilt das auch für dieses Buch, einer Mischung aus Autobiographie und literaturwissenschaftlicher Exegese, dessen Leitmotiv – die unglaubliche Menge der Möglichkeiten nach der »Entgleisung der Geschichte« – einfach nicht genug hergibt, um den Lebensweg in der Nachkriegszeit mit dem größeren Ganzen zu verknüpfen. Denn im Kern geht es nur darum, daß Gumbrecht wie die meisten *kids* von Marx und Coke kein Deutscher mehr sein wollte, und darum, daß die »Latenz« dieses Wunsches vom allfälligen Konflikt mit dem Vater über die bereitwillig akzeptierte *reeducation* und den Unsinn von '68 bis zur Annahme der amerikanischen Staatsbürgerschaft reichte. Und selbst das muß man mühsam herauschälen, während Gumbrecht früher, unmittelbar nach den Anschlägen vom 11. September, ganz unverblümt gesagt hat, wie wohl ihm sei, endlich

aus seiner deutschen Haut herauszukommen: »Diese Bomben haben unser Land getroffen, wir fürchten uns davor, den Geruch unserer verbrannten Toten einzuatmen, und ich hoffe, niemand wird die Geduld haben, mit denen zu verhandeln, die begierig sind, sich selbst zu solchen Bomben zu machen. Gefühle des Patriotismus, Gefühle der nationalen Erniedrigung und der Hoffnung auf Rache innerhalb von zwei Tagen kennenzulernen hat mich überwältigt. Aber es macht mich auch stolz ...«

Karlheinz Weißmann

Konservative Ökologie

Konrad Adam: *Kampf gegen die Natur. Der gefährliche Irrweg der Wissenschaft*, Berlin: Rowohlt 2012. 272 S., 19,95 €

Wer mit historischen Befunden auf sein Recht pocht, verkennt, daß dieses Pochen ungehört bleibt, wenn es bloß argumentativ erfolgt. Recht bekommt, wer die Macht hat, es sich zu verschaffen, ernten kann, wer das Feld besetzt hält. Dies gilt vor allem auf dem Feld der Politik, das wie kaum ein anderes dem Besitzanspruch unterworfen ist und die historische Gerechtigkeit nicht kennt.

Der Verlust der urkonservativen Idee des Umweltschutzes an die radikal linken Grünen ist ein Lehrbeispiel für politische Okkupation, und alles Klagen heimatbewußter Öko-Urgesteine hilft nichts: Die Kronjuwelen sind geraubt, und mit Fukushima, Klimawandel und der umweltbewußten Art des Konsumierens werden Wahlen gewonnen.

Konrad Adams Warnschrift ist ein gutes Beispiel dafür, warum es einem echten Konservativen nicht gelingen kann, jene Verbiegungen mitzumachen, die den Grünen von heute so mühelos gelingen: Technik- und Wissenschaftskritik im eigentlichen Sinn ist

vor allem der radikale Verzicht auf das Machbare. Dieses Machbare nämlich bleibt nicht im Stadium seiner Möglichkeit, sondern wird stets organisiert und erprobt. Adam zitiert schockierende Äußerungen jener Wissenschaftler, die den Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki vorbereiteten und jede Verantwortung dafür der Politik zuschoben, und gelangt zu einem mutigen Fazit: »Als technisches Problem betrachtet, das Kosten mit Nutzen vergleicht, erscheint nicht Auschwitz, sondern Hiroshima als die Untat, die dem Jahrhundert sein Gepräge gab.«

Welche Untat wird die nächste sein? Oder sind wir längst Zeugen und Opfer eines schleichenden Frevels – jenem gesamtgesellschaftlichen Umbau in eine Ökodiktatur, die dem Konsumenten das gute, CO₂-neutrale Gewissen zurückgegeben hat? Wie weit weg ist das alles von jenen Gesellen, die sich Ende der Siebziger ihre Pullis selber strickten und am liebsten gar nichts mehr gekauft hätten? Adam hat recht, wenn er den urkonservativen Begriff des »Lebens« gegen die Machbar- und Manipulierbarkeit in Stellung bringt, wenn er von Respekt und Behutsamkeit, Anschauung und Rücksichtnahme schreibt. Sein Buch ist klug – und hilflos wie jeder Versuch, machtlos auf das Recht zu pochen. Und leider gibt Adam den Konservativen nicht einmal die eigenen, grünen Wurzeln zurück: Zwar ruft er

das berühmte Meißner-Treffen des Wandervogels von 1913 in Erinnerung – jener radikalen Anti-Industrialisierungsbewegung, die einen anderen, deutschen Weg in die Moderne suchte. Aber aus unerfindlichem Grund knüpft er nicht an jene Technik- und Wissenschaftskritik an, die von konservativer Seite bereits ausformuliert war: Friedrich Georg Jüngers *Perfektion der Technik* und Martin Heideggers



Die Technik und die Kehre kommen nicht vor. Das ist kaum zu glauben.

Götz Kubitschek

Gerhard Nebel

François Poncet (Hrsg.): *Gerhard Nebel. »Ein gewaltiger Verböhner des Zeitgeistes«*, München: Wilhelm Fink 2013, 150 S., 19,90 €

Der vorliegende Band ist das Resultat eines internationalen Gerhard-Nebel-Kolloquiums, das im Mai 2008 in Paris stattfand. Auch wenn man weiß, daß sich Jünger, der große Meister von Nebel, in Frankreich überaus großer Beliebtheit erfreut, mutet es verwunderlich an, daß man sich dort mit Nebel befaßt, einem Autor, den selbst hierzulande kaum jemand kennt. Um so höher ist die Leistung zu schätzen, die der Herausgeber und Organisator (und Jünger-Übersetzer) Poncet vollbracht hat. Immerhin liegt mit dem Band erst das zweite, ausschließlich Nebel gewidmete Buch vor. Die beteiligten Autoren stammen aus Deutschland und Frankreich, mit einer russischen Ausnahme. Ebenso haben sich fast alle Autoren intensiv mit Ernst Jünger befaßt, so daß darin der Ausgangspunkt der Beschäftigung mit Nebel liegen dürfte. Nebel (1903–1974) ist es tatsächlich nie gelungen, aus dem Schatten von Ernst Jünger hervorzutreten und als eigenständiger Autor wahrgenommen zu werden. Dabei hatte Nebel, der mehr als 30 Bücher und zahlreiche Aufsätze veröffentlichte, durchaus einen selbständigen Blick auf die Welt, der insbesondere bei Reisebeschreibungen und der Beschäftigung mit der Antike deutlich wird. Ein durchziehendes Merkmal der Bücher Nebels ist seine Zeitkritik, die er von verschiedenen geistigen Warten aus kultivierte. Ihnen ist der vorliegende Band vor allem gewidmet, da sich viele seiner Beobachtungen im nachhinein als sehr hell-sichtig erwiesen haben.

Dabei geht es sowohl um seinen frühen Hinweis auf die ökologische Frage (Erik Lehnert), seine Verehrung für den Aufhalter Stefan George (Peter Trawny) und die Nebelsche Interpretation der arabischen Asabijja, der innerstammlichen Bindungskräfte, als überzeitliches Muster sozialer Solidarität (François Poncet). Mit letzterem ist allerdings auch eine Relativierung von Nebels teilweise recht gewaltsamen

Deutungen verbunden, die in den Aufsätzen von Michael Neumann und Peter Koslowski fortgesetzt wird. Insgesamt wird deutlich, daß Nebel immer eine Außenseiterposition innehatte, die es ihm bereits zu Lebzeiten schwer machte, über einen engen Kreis hinaus Wirkung zu entfalten. Heute fällt das um so schwerer, zumal nur wenige für diese konservative Kulturkritik ansprechbar sind. Insofern ist dieser Versuch, Nebel wieder in die Debatte zu integrieren wichtig, birgt aber die Gefahr, manchen seiner Überlegungen die Spitze abzubrechen.

Wiggo Mann

Nicht 1A

Sebastian Groß: *Gefangen im Krieg: Frontsoldaten der Wehrmacht und ihre Weltsicht*, Berlin: bebra Verlag 2012, 335 S., 36 €

Der Autor befaßt sich in seiner soziologischen Studie mit dem Selbstbild gefangener deutscher Soldaten in England anhand von Abhörprotokollen. Die Soldaten wurden dafür von den Briten in einem Sonderlager untergebracht und mittels Spitzeln zu Gesprächen ermuntert. Dabei fällt auf, daß Groß ohne Begründung davon ausgeht, daß diese Spitzeln un-erkannt blieben und die Soldaten nicht merkten, daß man sie aushorchen wollte. Das erscheint seltsam, denn die Memoirenliteratur ist voll von Schilderungen über die Kriegs-

gefangenschaft und dem Spitzelunwesen in den Lagern. Diese wurden relativ schnell erkannt. Warum sollte es hier nicht der Fall gewesen sein? Die Art und Weise der Gefangenschaft – komfortable Unterbringung, üppige Verpflegung, keine Zwangsarbeit, Zeit für Muße und Gespräche – muß die Gefangenen mit der Nase darauf gestoßen haben: Hier wollte man ihnen militärische Interna und allgemein-



politische Einstellungen entlocken. Diese Umstände sollten keinen Einfluß auf ihre Aussagen gehabt haben? Die Äußerungen der Soldaten werden nicht kritisch hinterfragt. Ob Selbsterlebtes oder Hörensagen – sind die geschilderten

Ereignisse verifizierbar? Ein Offizier will 1943 in Simferopol eine Massensexekution von 40000 Juden gesehen haben, dabei waren die Mordaktionen der Einsatzgruppe D bereits im Frühjahr 1942 mit der Meldung »Krim judenrein« beendet worden. In bezug auf »irreguläre Gewalt« gegen Partisanen vermeidet es Groß, die damalige Rechtslage darzulegen, so daß der Leser den Eindruck gewinnen muß, die standrechtliche Erschießung von zweifelsfrei als Freischärler erkannten Kämpfern sei per se nicht rechtmäßig gewesen. Ähnliches gilt für die Geiselnproblematik. Auch macht der Autor keinen Unterschied zwischen Requirierung, Diebstahl oder Plünderung. Einen wesentlichen Punkt hat Groß völlig unbeachtet gelassen: Menschen sagen aus unterschiedlichen Gründen die Unwahrheit, etwa um sich wichtig oder sympathisch zu machen oder um Anerkennung zu finden. Sie passen sich in ihren Aussagen ihrer Umwelt an. Groß' mangelnde Kenntnis militärischer Terminologie fällt auf: Der Erste Generalstabsoffizier heißt nicht »1A«, sondern »Ia«, Armeen werden mit arabischen und nicht mit römischen Ziffern nummeriert. Hier liegt der Grund für Groß' fehlende Quellenkritik: Er ist kein

Militärhistoriker und nicht kompetent genug, die Aussagen der Abgehörten sachgerecht zu bewerten.

Olaf Haselhorst

Die Zukunft des Neuen Menschen

Michael Ley: *Die kommende Revolte*, München: Wilhelm Fink 2012. 138 S., 16,90 €

Der Politologe Michael Ley ist einem fachlich vorgebildeten Publikum vor allem durch diverse historische Arbeiten zur Problematik Totalitarismus und politische Religionen, insbesondere zum Werk Eric Voegelins, bekannt. So verwundert es nicht, daß zwei Kapitel seiner Studie *Die kommende Revolte* mit den Worten »Die europäischen Totalitarismen« und »Die Obsessionen der Künstler« überschrieben sind. Beide Abschnitte verbindet der Verfasser mittels der These, es gebe Übereinstimmungen zwischen der Grundtendenz von Protagonisten der totalitären Ideologien und Vertretern moderner Kunst-Avantgarden: nämlich den Hang zur innerweltlich-gnostischen Erlösung. Im Kapitel über »1968« wird diese Interpretation fortgeschrieben. In vielen kulturevolutionären Entwürfen der damaligen Zeit findet sich die Aufforderung, einen »neuen Menschen« zu kreieren. In den Hauptteilen behandelt Ley aber nicht zeitgeschichtliche Zusammenhänge, sondern die überall wahrnehmbaren Gegenwartszustände in Deutschland und in diversen anderen europäischen Ländern. Ley, Mitglied der reformjüdischen Gemeinde, nennt es skandalös, daß Zukunftsfragen unseres Volkes systematisch ausgeblendet würden. Zu diesen zählt Ley die demographischen Schwierigkeiten, die Multikulturalismus-Thematik, die Sicherung des Rechtsstaates, nicht zuletzt aber auch Fragen,

die sich um die Finanzierbarkeit des Sozialstaates und um die Überschuldung der Staatshaushalte drehen. Auch die islamistische Bedrohung spart er nicht aus. Die versuchte Integration von bäuerlichen Ethnien aus anderen Kulturen gleicht ihm einer »politischen Schizophrenie«. Gefahren des sozialen Chaos, besonders in vielen Großstädten, werden klar angesprochen, das drohende Ende des Gesellschaftsvertrages deutlich benannt. Angesichts der massiven Kritik an den Programmen der »Deutschlandabschaffer« ist es nicht erstaunlich, daß aus dem Fink-Verlag selbst Einwände gegen zentrale Aussagen Leys kommen. Um so erfreulicher ist es, daß die Abhandlung erscheinen konnte. Man darf ihr weite Verbreitung wünschen.

Felix Dirsch

Das war der Hammer

Andreas Fischer: *Karl Martell. Der Beginn karolingischer Herrschaft*, Stuttgart: Kohlhammer 2012. 278 S., 24,90 €

»Tief hat sich die Gestalt Karl Martells in das Gedächtnis der Nachwelt eingepreßt ... Maßgeblich dazu beigetragen haben seine militärischen Erfolge, die schon in den zeitgenössischen Quellen ausführlich behandelt wurden und ihm im 9. Jahrhundert seinen Beinamen Martellus, »der Hammer«, einbrachten. Insbesondere sein Sieg über die Araber und Berber in der Schlacht bei Poitiers im Jahr 732 hat ... ihn zur Identifikationsfigur für die Verteidigung des christlichen Europa gegen den Islam werden lassen«. Diese einführenden Worte von Andreas Fischer verdeutlichen, warum sich die »Identitären« in Frankreich, namentlich der *Bloc Identitaire*, auf Karl Martells Sieg über die Araber bezogen, als sie ihre erste, über die Landesgrenzen hinaus für

Aufsehen sorgende Protestaktion in Poitiers durchführten: Für mehrere Stunden besetzten etwa 100 Aktivisten das Dach einer im Bau befindlichen Moschee in Poitiers und protestierten gegen die Islamisierung ihres Heimatlandes. In der Monographie *Karl Martell. Der Beginn karolingischer Herrschaft* versucht der Autor die gewaltige Forschungslücke in der deutschsprachigen Literatur zu schließen. So widmete sich letztmals Theodor Breysig 1869 in Form einer geschlossenen Darstellung der Person Karl Martells. Dies überrascht um so mehr, als Karl Martell die »zentrale Figur für die Geschichte der Karolingerdynastie« darstellt, da Pippiniden und Arnulfinger erst durch ihn zu Karolingern wurden und er ein Herrschaftsgeschlecht begründete, das die Geschichte des Frankenreiches in den folgenden zwei Jahrhunderten bestimmte. Obgleich Karl als Hausmeier noch keinen Königstitel führte, legte seine Herrschaft den Grundstein für den von seinem Sohn Pippin III. 751 vollendeten Machtwechsel, als dieser dem letzten Merowinger den Thron entriß und die Königswürde für die Karolinger erlangte. In Andreas Fischers Buch liegt der Fokus auf der »Etablierung und Ausübung der Herrschaft Karl Martells im Frankenreich und seinen angrenzenden Regionen«, dem, chronologisch angelegt, die Darstellung der historischen Voraussetzungen, der familiären Wurzeln und des Aufstiegs in das Hausmeieramt vorausgehen. Die Kirchen- und Missionspolitik streifend, behandelt der Autor ebenso die vierjährige Alleinherrschaft, die Aufteilung von Amt und Reich auf seine Söhne sowie die Rezeptionsgeschichte. Fischer bietet sowohl dem historisch interessierten Laien als auch dem Fachmann ein kurzweilig geschriebenes, faktengeprägtes und kulturgeschichtlich höchst interessantes Werk – obgleich der Autor versucht, den Mythos von Karl Martell als Vorkämpfer einer abendländischen Christenheit zu dekonstruieren, in-



dem er den Stellenwert des Sieges bei Poitiers marginalisiert. Karl habe hier lediglich einem einzelnen Beutezug Einhalt geboten. Dem quicklebendigen Mythos tut solche Einschätzung keinen Abbruch.

Sebastian Pella

Millionengrab Abtreibung

Wolfgang Philipp: *Zerstörte Zukunft. Wie Deutschland seinem Nachwuchs die Geburt verweigert. Eine fällige Abrechnung*, Bad Schussenried: Gerhard Hess Verlag 2012. 160 S., 16.80 €

Die Abtreibungsfrage ist eine heikle Sache. Man kann sich ihr auf verschiedenen Wegen annähern, aus ethischer, sozialer, frauenrechtlerischer, religiöser Sicht. Allein: Wer tut das schon? Das Thema, wie wohl wochentäglich hundertfache Praxis in Deutschland, wird ausgeklammert vom Diskursrauschen. Die sich dennoch dazu äußern, argumentieren gerade aufgrund dieser tabuartigen Einkapselung des Themas (»darüber spricht man nicht«) emotional. Appelle an verleugnete Muttergefühle einerseits, andererseits Selbstbestimmungsparolen und blanker Haß, *tertium non datur*. Man denke an die aggressiven Gegendemonstranten, die alljährlich in Berlin den Defensiv-»Marsch für das Leben« flankieren! Der pensionierte Wirtschaftsanwalt Wolfgang Philipp verleugnet nicht, auf welcher Seite er steht; auf der des ungeborenen Lebens. Sein profundes Buch widmet sich gleichwohl (fast) nüchtern der Rolle des demokratischen Rechtsstaats in der Abbruchfrage. Daß Philipp dabei knapp 150 Seiten Text in 38 Kapitel (etwa »Das Verhalten der gesetzlichen Krankenkassen«, »Hebammen unter Druck«, »Die politische Indikation«) aufgeteilt hat, gereicht dem dichten Büchlein zum Vorteil. Minutiös zeichnet der Autor die juristischen und politischen Querelen rund um die Abtreibungsfrage der vergangenen 40 Jahre nach. Wie

verdruckt und paradox doch die Begründungen sind, die eine bis heute rechtswidrige Tat zu einer nicht nur straffrei geduldeten, sondern weithin aus staatlichen Mitteln finanzierten »medizinischen Versorgung« werden ließen! »Wer ein Kind abtreibt, spart auf Jahre dessen Unterhalt. Dann ist ihm wenigstens zuzumuten, die Kosten der Abtreibung zu tragen und nicht der Solidargemeinschaft aufzubürden«, so Philipp. Allein, daß er seine eigene Person – Philipp hatte in den achtziger Jahren als Anwalt eine Redakteurin vertreten, die mit ihren Kasenbeiträgen keine Abtreibungen finanzieren wollte – stets als »der Autor« ins Spiel bringt, erschwert den Lesefluß auf mancher Strecke. Immerhin kommen neben dem Autor ungezählte andere Autoren ins Spiel. Etwa die Bundesregierung, die eine Kleine Anfrage des CDU-Abgeordneten Hubert Hüppe beantwortete: Von 1996 bis 2003 hatten die Länder den Krankenkassen exakt 250.532 352,60 Euro für die Tötung von 810 947 Ungeborenen erstattet. Die paar Hundert Millionen Euro dürften dabei die bedeutungslosere Saldostelle ausmachen.

Ellen Kositzka

Unabhängige Wissenschaft?

Ingo von Münch: *Gute Wissenschaft*, Berlin: Duncker & Humblot 2012. 162 S., 29.90 €

»Gute Wissenschaft« ist seit der Aufdeckung einiger hochprominenter Plagiate ein öffentliches Thema. Offenbar hatte sich bis dahin niemand die Dissertationen bundesrepublikanischer Politiker angeschaut, da seitdem ein Plagiatsverdacht den nächsten jagt. Vieles davon ist erst durch das Internet als Kommunikationsmittel der Jäger untereinander möglich geworden, die sich hier ergänzen können. Ob dabei ein neues wissenschaftliches Ethos im Hintergrund steht, ist zweifelhaft, da die Gründe, warum jemand ins Visier der Plagiatsjäger ge-

rät, nicht offengelegt werden. Wenn man den politischen Gegner über seine Doktorarbeit demontiert, dürfte »gute Wissenschaft« zumindest als erstes Motiv ausfallen. Münch, emeritierter Professor für Völkerrecht und Ex-Wissenschaftssenator von Hamburg, nimmt seinen Ausgangspunkt von einer Erklärung der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtler, in der nach essentiellen wissenschaftlichen Maßstäben gefragt und die Einsetzung einer Arbeitsgruppe (!) empfohlen wird. Seine Überlegungen orientieren sich an dieser Frage, ohne zu einem eindeutigen Kanon zu gelangen. Insofern ist die Schrift eher ein Beitrag zur Diskussion als eine Lösung. Kurzgefaßt, sieht Münch die Unabhängigkeit der Wissenschaftler und die Transparenz wissenschaftlicher Arbeiten als Voraussetzung guter Wissenschaft. Hinzu kommen, eher an zweiter Stelle, Wünschbarkeiten bzw. Selbstverständlichkeiten wie die pädagogische Eignung des Personals und deren Präsenz am Arbeitsort. Außerdem verteidigt Münch die Habilitation gegen die immer mal wieder forcierte Abschaffung. Man merkt der Schrift an, daß der Autor über lange Erfahrungen als Hochschullehrer, Gutachter und Autor verfügt. Insofern ist sie ein interessanter Beitrag zur Debatte um wissenschaftliche Standards. Gleichzeitig liegt in dieser Nähe ein Mangel. Mißstände werden oft nur angedeutet, weil der Autor nicht als Nestbeschmutzer gelten will. Über viele Dinge aus dem Bereich der Wissenschaft hat es schon wesentlich schärfere Enthüllungen gegeben. Es wäre schön gewesen, Roß und Reiter genannt zu bekommen. Und über die dramatischen Entwicklungen der letzten Jahre (Bologna-Prozeß, Drittmittel-Rankings und ähnliche Dinge) liest man bei Münch so gut wie nichts. Entscheidend aber ist, daß es dem Buch an Zuspitzung mangelt, die sich traut, Regeln aufzustellen, anstatt die Gegebenheiten zu diskutieren.

Erik Lehnert

150. Geburtstag Gabriele D'Annunzio

Jenes Plakat, das 38 Köpfe der »mehr oder weniger freiwillig rekrutierten« Division Antaios (www.edition-antaios.de) in pop-artiger Verfremdung darstellt, zählt zu den Dauerbrennern der Kundschaft. Meistgestellte Frage dazu: Warum Lenin? Der Mann links unten ist nicht Lenin, und die Bildunterschrift *A Noi* keine Transkription aus dem Kyrillischen, genausowenig wie es »ach, bloß nicht!« auf schwäbisch bedeutet. Nein, es ist der Dichter Gabriele D'Annunzio und als *A Noi!* (zu uns!) erklang der Kampfruf seiner Truppen. D'Annunzio, der schon als Schüler Gedichte publizierte, entfachte seinen ersten öffentlichen Skandal, als er, zwanzigjähriger Sohn vermöglicher Bürger, zum Zwecke einer Heirat die Tochter einer Herzogin entführte.



Die Ehe währte nicht lang. Der »Raubvogel« (Romain Rolland) D'Annunzio war auch in erotischer Hinsicht ein Abenteurer, seine Biographin Frances Winwar zählte an die 3000 Liebschaften, zahlreiche adelige, oft verheiratete Frauen darunter. Am prominentesten die Schauspielerin Eleonora Duse, die um die Jahrhundertwende seine Geliebte war; der Liaison verdankt sich der großartige Roman *Il Fuoco* (Das Feuer). Im Ersten Weltkrieg wurde das Idol der Frauen zum Held der jungen Italiener. D'Annunzio schürte 1915 die Intervention Italiens und warf 1918 mit einem Fluggeschwader, das seinen Namen trug, Millionen Flugblätter über Wien ab. Als es im Herbst 1919 in der dalmatinischen Hafenstadt Fiume zu Unruhen kam, erhielten die italienischen Besatzungstruppen den Befehl, die Stadt zu verlassen. D'Annunzio übernahm das Kommando einer Gruppe von Freischärlern (»Arditi«), zog am 19. September 1919 in Fiume ein und legte sich den Titel »Commandante« zu. Fiume (heute Rijeka) wurde zum Freistaat erklärt. Der Dichter erließ eine republikanische Verfassung und arbeitete ein Sozialprogramm aus: Es

gab garantierten Mindestlohn, Krankenfürsorge, Arbeitslosenunterstützung und Alterspension. D'Annunzios Abenteuer in Fiume, so die Hoffnung, sollte das Modell für eine politische Bewegung in ganz Italien werden wurde. Hier nahm des Poeten Freundschaft mit Mussolini ihren Anfang. Das Projekt Fiume währte über anderthalb Jahre. Später errichtete der Dichter mit monetärer Staatshilfe auf seinem Besitztum am Gardasee ein pathetisches, museales Gedenkareal (»Vittoriale«) mit Kreuzgängen, Statuen und Springbrunnen, dazwischen Felsblöcke, die er von Schlachtfeldern des Kriegs anliefern ließ. Wenngleich seinen zahlreichen Romanen – fulminant auch sein Bühnenwerk *Das Martyrium des Hl. Sebastian*, Musik: Claude Debussy (1911) – weithin Rang eingeräumt wird und sein ganzes Leben als ein dauerndes Feuerwerk sich darstellt, ist wenig über D'Annunzio geschrieben worden. Winwars so umfängliches wie sympathisches Buch (*Wingless Victory*) stammt von 1957 und ist nicht übersetzt worden, die schmale *rororo*-Monographie aus Maria Gazzettis Feder ist knapp ein Vierteljahrhundert alt. Zuletzt hatte Oliver Ritter 2010 im Regin-Verlag mit *Fiume oder der Tod* eine enigmatische Novelle vorgelegt, die sich der Kommandatur über Fiume atmosphärisch näherte. Dieser Tage gilt es, einen Doppelgedenktag an den »Mann von kaltem Feuer« (Heinz Barth) zu begehen, es jähren sich sein Geburtstag am 12. März 1863 sowie sein Todestag am 1. März 1938.

Nicholas Goodrick-Clarke

Erst jetzt ist bekannt geworden, daß der britische Historiker und Germanist Nicholas Goodrick-Clarke im Alter von 59 Jahren verstorben ist. Goodrick-Clarke hatte einen Lehrstuhl für Westliche Esoterik an der Universität Exeter inne und war am Aufbau des Exeter Centre for the Study of Esotericism maßgeblich beteiligt. In Deutschland kannte man ihn praktisch nur als Verfasser eines Standardwerks mit dem Titel *Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus* (zuerst im Stocker-Verlag erschienen, jetzt liegt ein Nachdruck des Marixverlags vor), dessen zentrale Leistung darin bestand, nachzuweisen, daß es solche Wurzeln gerade nicht gab. Gegen eine ganze Flut von mehr oder weniger seriösen Büchern, Broschüren, Kolportageartikeln oder Abhandlungen stellte Goodrick-Clarke darauf ab, daß sich völkische und okkulte Bewegung in Deutschland wie in Österreich an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zwar vielfach berührten, daß aber die Köpfe der »Ariosophie« gemeinhin keinen politischen Instinkt besaßen und umgekehrt Hitler (anders als etwa Himmler oder Heß) nichts von ihnen und ihren Ideen hielt; dessen Weltbild war im Grunde spätaufklärerisch-positivistisch geprägt. Goodrick-Clarke hat sich noch in einem

weiteren Buch mit diesem Themenfeld beschäftigt, insbesondere mit dem »Esoterischen Hitlerismus« der Nachkriegszeit und dessen Schöpferin, Savitri Devi (*Im Schatten der Schwarzen Sonne*, ebenfalls bei Marix), das aber leider nicht von demselben Geist der Nüchternheit wie sein Erstling geprägt ist, sondern einen gewissen »antifaschistischen« Zungenschlag aufweist. Aus seiner Feder stammen außerdem eine Einführung in die westliche Esoterik überhaupt und eine ganze Reihe anderer Arbeiten, die sich etwa mit Helena Blavatsky, der Theosophie oder anderen Aspekten des religiösen Untergrunds sehr kenntnisreich beschäftigen.

Dugins Vierte politische Theorie

Der 1962 in Moskau geborene Alexander Dugin ist das Fabeltier unter den lebenden Vordenkern der politischen Rechten. Bereits zu Sowjetzeiten gründete er Lesezirkel, die sich dem Studium von Evola und Guenon verschrieben und gleichermaßen gegen das herrschende Regime wie die »westliche Dekadenz« opponierten. Ab 1994 war er einer der maßgeblichen Köpfe hin-



ter der Nationalbolschewistischen Partei, die mit einer Kombination aus faschistischer und kommunistischer Programmatik schockte. Danach rief Dugin die stärker traditionalistisch ausgerichtete Eurasien-Bewegung ins Leben. Deren Vision ist ein euro-asiatischer Kontinentalblock mit Rußland im Zentrum, der der Machtsphäre der Atlantiker ein massives Gegengewicht bieten soll. In seinem Heimatland ist Dugin umstritten, aber keineswegs isoliert: So ist er Leiter des soziologischen Instituts der Universität Moskau und soll angeblich glänzende Kontakte zum Kreml und zu Militärkreisen haben. Auch äußerlich ist Dugin, der neun Sprachen beherrscht, eine imposante Erscheinung mit einem klassisch-bärtigen Tolstoi-Haupt. In der hiesigen Literatur firmiert er zumeist als finstere Rasputingestalt, die am laufenden Band böse antiwestliche und antiliberalen Ideologien ausheckt. Bei soviel Ruhm mag es verwundern, daß Dugins Bücher bisher kaum in andere Sprachen übersetzt wurden. Dem versucht das Verlagshaus Arktos abzuhelfen: zum erstenmal überhaupt ist nun ein Werk Dugins auf englisch erhältlich. *The Fourth Political Theory* (London 2012, ca. 25 €) skizziert das Konzept einer multipolaren Welt, die sowohl den Universalismus als auch die postmoderne Be-

liebigkeit überwunden hat. Der Hauptfeind ist dabei weiterhin der Liberalismus US-amerikanischer Prägung, wobei Dugin die Gegenbewegungen des Nationalsozialismus und Kommunismus einer scharfen Kritik unterzieht. Auf das Zeitalter von Rasse, Klasse, Kasse müsse nun eine neue, »vierte« Idee folgen, deren mögliche Bausteine der Autor in fesselnder Manier ausbreitet.

Otto Huth

Auf der letztjährigen Tagung der Klages-Gesellschaft im Deutschen Literaturarchiv (Marbach) hielt Jens Grunwald einen Vortrag über Otto Huth und dessen Beziehung zu Ludwig Klages. Es dürfte dies der erste Versuch gewesen sein, sich mit dieser bedeutenden Figur der deutschen Religionswissenschaft sachlich zu befassen, die heute praktisch ganz vergessen ist. Der Hauptgrund für die Ablehnung Huths liegt nicht in dessen bleibender Treue zu Klages, seinem zeitweiligen Kontakt zu Herman Wirth oder einigen sehr weit gehenden Spekulationen, die er in seinen Arbeiten entwickelte, sondern in seiner politischen Verstrickung während der NS-Zeit, die es ihm (wie auch seinem Freund Werner Müller, vgl. *Sezession* 16/2007) nach 1945 unmöglich machte, eine akademische Karriere fortzusetzen. Die Tatsache, daß Huth sich in den dreißiger Jahren dem Ahnenerbe, der Wissenschaftsorganisation der SS, angeschlossen hatte (obwohl man dort seine weltanschauliche Richtung mit Mißtrauen beobachtete) und einen ersten Lehrstuhl an der Universität Straßburg übernahm, erledigte in der Bundesrepublik jede Aussicht auf eine Professur. Huth arbeitete in der Nachkriegszeit als Bibliothekar, setzte aber seine Forschungen zur religiösen Symbolik, zur Frühgeschichte der europäischen Religionen und deren Weiterwirkung (vor allem im Märchen) unermüdlich fort. Seine Arbeiten erschienen meistens an eher abgelegener Stelle, mit Ausnahme derjenigen Aufsätze, die er für die von Ernst Jünger und Mircea Eliade herausgegebene Zeitschrift *Antaios* schrieb.

Das Interesse Grunwalds an Person und Werk Huths ist nicht punktueller Natur. Er plant in Zukunft den Aufbau eines Otto-Huth-Archivs, dessen Grundstock Bücher und Materialien aus dem Nachlaß des Wissenschaftlers bilden sollen. Bei Interesse besteht die Möglichkeit der Kontaktaufnahme über folgende Adresse: jensgrunwald.ce@googlemail.de

Gerd-Klaus Kaltenbrunner

Anfang 2012 hatte die Publizistin Magdalena S. Gmehling im Christiana Verlag ihre Erinnerungen an Gerd-Klaus Kaltenbrunner (*Sezession* 49/2012) vorgelegt; ein schmales, durchaus intensives Buch. Ende 2012 hat sie ein noch kleinformatigeres Bändchen über den charismatischen Universalgelehrten nachgereicht – *Gerd-Klaus Kaltenbrunner. Konservativer Vordenker, wortmächtiger Essayist, Bewahrer der Tradition*, Wien: Österreichische Landsmannschaft, (= *Eckartschrift* 209), 110 S., 8,80 €. Auf kleinstem Raum das immense Werk Kaltenbrunners (1939–2011) zusammenzufassen, dabei weder kurso-

risch sich zerstreuen zu lassen noch an Auswahl und Kapitelgliederung zu scheitern, sondern die wesentlichen Anliegen scharf zu umreißen: das ist ein kleiner Geniestreich. Dazu vermeidet die Autorin, die eine langjährige Brieffreundschaft zu Kaltenbrunner pflegte, Redundanzen zu ihrer zeitnah erschienenen Vorpublikation. Ein Gewinn, beide zu lesen! Während Gmehlings erstes Bändchen sich vorzüglich dem religiösen Denker widmete, bezieht sie hier verstärkt die geistesgeschichtlichen Schriften des »modernen aufgeklärten Konservativen« ein. Die zwölf thematischen Kapitel titeln etwa »Das europäische Erbe«, »Der elitäre Denker«, »Die Dialektik von Fortschritt und Rückschritt«, »Der energetische Imperativ«. Erstaunt liest man etwa, daß Kaltenbrunner, einerseits als Eremit an das Arbeiten im Kerzenlicht gewöhnt und weitgehend nicht »unter Strom« lebend, andererseits ein Anti-Utopist, erklärt hatte, daß es bei aller (von ihm geteilten) Wehmut nach alten Zeiten »keine Rückkehr in die »vatomare« Geschichte« gäbe. Der »elitäre Verweigerer und Aussteiger« warnte mit klugen Argumenten davor, »aus der harten und tragischen Welt der Technik« in ein grünrosiges Idyll zu desertieren. Eminent lesenswert sind sowohl Kaltenbrunners »10 Gebote für Nonkonformisten« als auch das Kapitel über das »Ethos der neuen Selbstbeherrschung«. Die westlichen Gesellschaften sprächen nur von Ökologiebewußtsein und Zivilisationskritik, verhielten sich aber als »Konsumparasiten« (wozu er auch eine gewisse »gemästete Intellektualität, eine Genäschigkeit des Hirns« zählt), die weder auf heroische Askese noch wenigstens auf den Vollzug von Tugenden wie Genügsamkeit oder Fleiß angelegt seien. Gmehling erinnert an die vierzehn Formen »asketischer Antriebe«, die Kaltenbrunner ins Auge gefaßt hatte; von der Askese als Abhärtung über die Askese als Buße, als »bejahende Disziplin der Unterordnung«, bis zur Askese als neurotischem Ausdruck. Kaltenbrunner-Lektüre, und sei sie sekundär, ist stets ein Gewinn.

40 Jahre Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Bevölkerungspolitik ist seit Jahrzehnten ein ungekürtes Unwort. Das digitale Mitmachlexikon *wikipedia* zählt einige historische Beispiele bevölkerungspolitischer Maßnahmen auf (Chinas Ein-Kind-Politik, Rumänien unter Ceausescu, Albanien unter Hoxha, Drittes Reich) und bescheidet prägnant: »Die Möglichkeiten, in liberal-demokratischen Gesellschaftsordnungen eine umfangreiche »Bevölkerungspolitik« zu betreiben, sind begrenzt. Eine effektive korrigierende Förderung von Geburten stößt rasch an die Grenzen der Finanzierung oder scheitert am Widerstand der sich diskriminiert fühlenden Kinderlosen. Bevölkerungspolitische Maßnahmen liefern auch keine kurzfristigen Ergebnisse. Erschwerend kommt hinzu, daß Bevölkerungszahl und Bevölkerungsstruktur im engen Zusammenhang stehen und nicht unabhängig voneinander beeinflusst werden können.« Immerhin wird auch hierzulande Bevölkerungsforschung betrieben. Am

12. Februar 1973 wurde ein entsprechendes Institut (www.bib-demographie.de) gegründet, das sich immer wieder seiner »braunen Schatten« erwehren mußte. Als erster Direktor des Instituts fungierte der Kieler Anthropologe Hans Wilhelm Jürgens. Der hatte sich in seiner Habilitationsschrift (1961) mit dem »biologischen und sozialbiologischen Problem der Asozialität« befaßt. Später wollte er den »stetigen Zustrom von Gastarbeitern« durch ein »Rotationsmodell« mit jederzeit widerrufbarer Aufenthaltserlaubnis eindämmen. Jürgens gilt im BiB deshalb längst als Fauxpas der Institutsgeschichte. Die spätere langjährige Direktorin des Bundesinstituts, die Bevölkerungsforscherin Charlotte Höhn, war skandalumwittert. Dem Bundestagsabgeordneten Freimut Duve (SPD) galt sie als »Erbin Hitlers«, weil sie in einem Gespräch von einer »durchschnittlich niedrigeren Intelligenz der Afrikaner« aus-



gegangen war. In einer 1990 vom BiB publizierten Arbeit (die eingestampft wurde) wurde in einem Nebensatz den Rassehygienikern des Dritten Reichs eine »solide wissenschaftliche Arbeit« attestiert. Mittlerweile hat man sich im Institut der allgemeinen Sensibilität gut angepaßt. Die jüngste (auch online abrufbare) Publikation titelt neugierig (*Keine Lust auf Kinder?*) und befaßt sich wertneutral mit der Geburtenentwicklung in Deutschland. Von Krise oder gar Problemen ist keine Rede. Es gibt nur »Herausforderungen« im Rahmen des demographischen »Wandels«. Man stellt die »Vielfalt des Geburtengeschehens« dar und will »dieser Buntheit nachspüren«. 4,7 Kinder pro Frau waren für den Jahrgang 1865 zu vermelden, hundert Jahre später 1,5; heute dämmert das bunte Geschehen bei 1,37. Warum? Weil die »Bündelung biographischer Ereignisse um das 30. Lebensjahr nicht entzerrt« werden konnte, weil Mütter, die ihr Kind frühzeitig einkripen, immer noch als »Rabenmütter« gelten (dies ohne Beleg!), weil eine »ganzheitliche« Familienpolitik »zeitpolitische, monetäre und gleichstellungsorientierte Elemente« noch nicht ausreichend eingebunden habe. Das aber könnte sich laut den Bundesinstitutlern »in Zukunft ein Stück weit« verändern. Die Studie wird illustriert durch Kinderhände mit hochgereckten, smileyverzierten Daumen. Wer sagt, Demographie sei ein Trauerspiel?

Briefe an alle und keinen

HORRIDO, BÜNDISCHE JUGEND! PFADFINDER!

Zum Jubeljahr werdet Ihr im Herbst wieder antreten auf dem Hohen Meißner, mit festen Stiefeln, Klampfe und frohgemutem Gesang. Frei! Deutsch! Nikotin- und alkoholfrei! Die reine Lehre, seit 100 Jahren! Eine bescheidene Frage zu ebenjener sei erlaubt: Seid Ihr wirklich noch ganz sauber? Eure Vereinsmeier und Leithammel haben jene Bünde vom »freideutschen« Treffen ausgeschlossen, die keineswegs verboten oder auch nur verbotsbedroht sind, die Ihr aber als »rechtslastig« betrachtet. Kaum internationales Liedgut, wenig Migrant*innen im Bund, solche Dummheiten; wir verstehen. Ausgeschlossen bleiben nicht nur jene Bünde, denen ihr »rechtes Gedankengut« nachsagt, sondern auch solche Bünde, die sich nicht deutlich von denen distanzieren haben. Ja, und weiter? Was ist mit denen, die sich nicht von denen distanzieren haben, die sich nicht von denen distanzieren haben? Und mit denen, die sich von denen ... Schon klar, unsere Frage, oder?

Anbei eine Großpackung Persil (wisst schon: wäscht nicht nur sauber, sondern rein), eine Packung Dominosteine (zum Aufstellen und Angstkriegen) und eine Packung Windeln (für Euch Hosenscheißer) schicken Euch

die reinweißen Männer und Frauen
von der *Sezession*

WERTER HERR V. AUS B.,

die Sache mit dem Förderabonnement haben Sie falsch verstanden: Nicht Sie, sondern wir werden damit gefördert. Wir geben zu: der Begriff kann theoretisch auch ichbezogen gelesen werden, aber der höhere Abo-Preis hätte stutzig machen müssen, nicht? Jedenfalls: Wir überweisen zurück.

Gruß! *Sezession*

VEREHRTE KUNSTKOMMISSIONÄR*INNEN DES BUNDES,

das knallt ja wieder gut rein, was Ihr da in Eurer Amtszeit an Nachkriegskunst zusammengekauft habt und nun in der Bundeskunsthalle zu Bonn ausstellen dürft! »Explosiv«, »implosiv«, »spannend« und »interessant«, gar »super«, welcher fulminanter Bewertungswortschatz aus Euren kunstsinnigen Mündern! Wahnsinn, in drapierten Fahrradketten das Kunstwerk »Madonna« anschauen zu dürfen! Oder diese als »Installation« markierte Regale- und Plattenspieler-Kombination, die Euch durch ihre »Beiläufig-

keit, Poesie und Tiefe« »bestochen« hat! Natürlich zahlt Ihr mit Steuergeldern. Euch beseelt die ganz volkstümliche Hoffnung, daß »die Regierenden sich stärker mit jener Kunst identifizieren, die unsere Welt und unser Leben widerspiegelt«. Unsere? Eure? Einerlei.

Daß eins Eurer Lieblingskunststückchen ein angerupftes Nestchen aus rötlichem Mischfasern ist (hübsch von Euch erläutert als »Reflexion auf das künstlerische Tun und die Übermaterialisierung«), das begreifen wir sehr gut. Irgendwo müssen sich Eure Vögelchen ja mal ausruhen, ahnen

die Kunstbanausen von der
Sezession



LIEBER JÜRGEN ELSÄSSER,

daß Sie ein Profi sind, spüren wir: Nie wurden Vermutungen, Verschwörungen und Vertuschungen compacter aufbereitet als in Ihrem Magazin. Daß mittlerweile ein paar Tausend Angehörige der lesenden Klasse vertuschte Verschwörungen dort vermuten, wo Sie sie Monat für Monat enttarnen, ist allemal ein schöner Erfolg. Indes: Wer so dicht an der Wahrheit surft wie Sie, muß wissen, wo die Riffe sind. »Wie halten Sie es mit der Neuen Rechten?« wurden Sie gefragt. »Neue Rechte?« antworteten Sie: »Das ist Breivik!« – Aber, Herr Elsässer, bitte: wie könnten wir etwas sein, das es gar nicht gibt. Breivik – das ist doch Ihr Metier, das ist doch eine vertuschte Verschwörung, das war doch der Mossad, oder so was halt.

Ziemlich irritiert!
Sezession

1813

10. März – König Friedrich Wilhelm III. stiftet das Eiserne Kreuz

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Übel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

1913

20. Februar – Walther Rathenau schreibt an *Die Post* (Berlin)

Ihrem gefälligen Schreiben vom 19. entnahm ich mit Interesse den Abdruck Ihres Aufsatzes »Deutscher Industrieerruf in Frankreich«.

Ich habe nicht die Absicht, mich publizistisch zu dieser Frage zu äußern, möchte aber nicht unbemerkt lassen, daß die französische Agitation schwerlich die bedauerliche Ausdehnung gewonnen hätte, wenn man von unserer Seite eine Andeutung gemacht hätte, daß Repressalien möglich sind. Wollte man nämlich durch Zollmaßnahmen gegen die französische Weinausfuhr nach Deutschland vorgehen, so würde man ein an sich in hohem Maße bedrohtes Hauptgebiet der französischen Nationalwirtschaft so entscheidend treffen, daß die französische Regierung ernstlich mit Aufständen und inneren Bewegungen zu rechnen haben würde. Maßnahmen dieser Art sind meines Wissens nicht in Erwägung gezogen worden.

2013

21. Januar – Das Ministerium nimmt Stellung zu einem Vorfall :

Fünf Bundeswehrsoldaten in Zivilkleidung sind in der türkischen Stadt Iskenderun angepöbelt und bedrängt worden. Verantwortlich ist eine Gruppe von rund 40 Menschen, die wohl organisiert gewesen ist. Wir respektieren voll und ganz die Meinungsfreiheit in der Türkei. Was aber nicht geht und was nicht zu rechtfertigen ist, ist, daß die Äußerung von Meinungsfreiheit in Gewalt ausschlägt. Das ist nicht akzeptabel.